

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



**Das
Hexenschiff**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Das Hexenschiff

John Sinclair Taschenbuch Nr. 42

von Jason Dark

erschienen am 11.09.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das Hexenschiff

An der Küste von Wales sprach man nur flüsternd über die »Esmeralda«. Wer den Namen des Schiffes erwähnte, wurde verflucht. Nie sollte dieses geisterhafte Hexenschiff zurückkehren. Es kehrte zurück. Mit einer Mannschaft an Bord, die Wikka, ihrer neuen Königin, huldigen wollten. Bei Nacht und Nebel lief das Schiff in den alten Hafen. Wikka war bereits zur Stelle. Aber auch zwei andere Personen - Suko und ich...

Für die Presse war der Mann seit ein Wochen Phänomen. Er hieß mit bürgerlichem Namen Flavio Bucci, und seine Wiege hatte irgendwo in Sizilien gestanden. Bekannt geworden war er unter dem Namen »Geisterschreiber«.

Die Botschaften bekam er aus dem Jenseits. Das sagte er wenigstens immer wieder staunend zuhörenden Reportern und Interviewern. Angeblich stand er in Verbindung mit geheimnisvollen, längst verstorbenen Persönlichkeiten, die über ihn als Vermittler den Kontakt zu ihrer ehemaligen Welt und ihrem ersten Leben nicht abbrechen lassen wollten.

Wie gesagt, für die Presse war er ein Phänomen. Für uns jedoch wurde er zum Problem...

Der Legende nach sollen die Frühlingsgewitter in Wales zu den schlimmsten des Königreichs gehören. Darauf schworen die Alten. Und sie schworen weiter, daß sich bei einem Gewitter die Pforten der Hölle öffneten und der Teufel seine Geschwader freilassen würde. Das war Sage, Märchen, Aberglaube.

Frage man einen Meteorologen, so nickte dieser und gab zu bedenken, daß gerade die Luft um Wales besonders feucht und großen Temperaturschwankungen unterworfen war. Deshalb gab es relativ oft Stürme und Gewitter.

Und so ein Gewitter bahnte sich auch an diesem seltsamen Nachmittag an. Die Tiere hatten es zuerst gemerkt. Katzen waren ohne ersichtlichen Grund von ihren Lieblingsplätzen gesprungen und hatten sich irgendwo verkrochen.

Den Hunden erging es kaum anders, und auch die Menschen hatten das Gefühl, es würde sich irgend etwas verändern. Gegen Nachmittag nahm die Bewölkung zu.

War der Himmel zuvor noch blau gewesen, so ballten sich im Westen die ersten grauen Berge zusammen. Kenner behaupteten, das

Wetter liege noch weit über dem Meer, andere waren der festen Überzeugung, daß es schon das Land erreicht hatte.

Die Diskussionen endeten ergebnislos. Man mußte sich eben darauf einstellen, daß es bald krachen würde.

Und dies nicht zu knapp.

In den Dörfern traf man die Vorbereitungen. Die Tiere wurden sicherheitshalber von den Weiden geholt und in die Ställe gesperrt. Wenn das Gewitter kam, brachte es nicht nur Wind und Regen mit, sondern auch die gefährlichen Blitze, die oft genug in Scheunen oder Häusern einschlugten.

Das wollte niemand.

In einem kleinen Dorf saßen einige Männer noch im Gasthaus zusammen und diskutierten über das Wetter. Die Kneipe hieß »Last Corner«. Und eine letzte Ecke war es wirklich. Ein Vorposten der Zivilisation, hatte mal jemand behauptet, denn in Richtung Westen gab es nur Gegend und das Meer.

»Es ist das erste Gewitter, nicht wahr?« fragte jemand.

»Ja.«

»Kann es denn schlimm werden?«

Vier Köpfe drehten sich zu dem Mann hin, der die Frage gestellt hatte. Es war ein Fremder. Ein Mann, der so gar nicht in die abgeschiedene dörfliche Kulisse passen wollte. Er hockte an einem Tisch, hatte einen Block vor sich liegen und war sehr ruhig, denn er beschäftigte sich damit, Zahlen in ein Buch einzutragen.

»Sie kommen nicht von hier?«

»Nein, Gentlemen. Ich bin Schotte.«

»Aha.«

Mehr sagten die Männer nicht. Waliser hatten eben ihre Eigenarten. Bei den Schotten verhielt man sich relativ neutral, denn viele Waliser erkannten den Freiheitsdrang eines Nachbarn an.

Der Mann lächelte und bestellte eine Runde Whisky. Das Getränk

wurde gern genommen, und der Wirt, er hieß Hugol, spülte zuvor die Gläser, bevor er zu einer Erklärung ansetzte. »Dieser Gentleman dort ist Whiskyvertreter. Er will hier in Wales ins Geschäft kommen.«

»Augenblick, mein Lieber, Augenblick. Ich bin in Wales bereits im Geschäft. Nur haben Sie es bisher versäumt, meine Produkte zu kaufen. Das ist schlecht. Sie werden beim Trinken merken, was Sie verpaßt haben. Ich ließ Ihnen ja eine Flasche da.«

»Sicher.« Der Wirt schenkte ein, stellte die Gläser auf ein altes Holztablett und brachte sie den vier Männern.

Es war eine gemütliche Kneipe. Rustikal eingerichtet. Mit viel Holz und einem Fußboden aus dicken Bohlen. Zwischen den Balken schaukelten Petroleumlampen. Des Abends wurden sie angezündet und verbreiteten ihren warmen Schein. Hier legte man Wert auf Tradition. Zwar gab es auch elektrisches Licht, aber das war nur für den Notfall gedacht. Im Schein der Petroleumleuchten ließ sich viel besser diskutieren, da kamen die alten Gruselgeschichten, die man sich immer wieder erzählte, erst richtig zur Geltung.

Die Männer hatten den Whisky bekommen. Der Fremde trank natürlich auch ein Glas, das er nun anhob. »Ich trinke auf diesen romantischen Ort und auf die Menschen.« Dabei stand er auf und lachte.

Seine Masche kam nicht so recht an. Die Waliser waren anders als die Großstädter. Sie nickten dem Fremden nur zu und kippten dann den Whisky in die Kehlen.

Der Vertreter war stehengeblieben. »Na?« fragte er, nachdem die Gläser geleert waren, »wie hat es den Gentlemen geschmeckt?«

Man nickte wieder, ein Zeichen, daß man zufrieden war. Der Vertreter kannte die Gebräuche und Reaktionen der Menschen. Er hatte sich vor seiner Reise gut informiert. »Es freut mich, daß ich mit meiner Whiskymarke nicht danebengegriffen habe. Wenn ich mich vielleicht vorstellen darf? Ich heiße Malt. Jerry Malt!« Er lachte.

»Malt wie Malz. — Gott erhalte Whisky und Malt. Mein Motto, ähem.«

Über die Gesichter der Männer zuckte ein spärliches Grinsen. Eigentlich war er ein sympathischer Bursche. So um die 30, immer agil wirkend, stets auf Action lauernd. Er trug eine Brille, hatte blondes Haar, das locker nach hinten gekämmt war, und auf seiner Oberlippe wuchs ein blonder Schnäuzer. Sein Gesicht war schmal. Die Wangen waren ein wenig eingefallen. Überhaupt machte er mehr den Eindruck eines alternden Sportlers als den eines Vertreters.

»Wenn Ihnen der Schluck geschmeckt hat, lassen Sie es mich wissen, denn ich verkaufe auch privat.«

Einer der Männer war interessiert. »Wieviel soll die Flasche denn kosten?«

»Das ist kaum der Rede wert.« Malt nannte den Preis.

»Ich werde mal mit meinem Familienrat sprechen.«

»Wenn Sie eine Kiste bestellen, Mister, bekommen Sie eine Flasche gratis hinzu.«

»Das lässt sich hören.«

»Brennst du dein Gesöff nicht selbst?« fragte ein anderer den Interessenten.

»Nein, das...«

»Ach, lüg doch nicht.«

»Ich will nicht mehr selbst brennen. Außerdem hat mein Weib so einiges dagegen. Sie meint, mein Whisky wäre wie Säure. Lebensgefährlich.«

»Ja, ja«, meldete sich Jerry Malt. »Wenn wir die Frauen nicht hätten, ginge es uns oft schlecht.«

»Oder besser«, sagte ein anderer.

Die anderen lachten. Ihr Gelächter stoppte jedoch, als die Tür aufgestoßen wurde. Der Mann, der den Raum betrat, sah aus, als käme er frisch vom Feld. Seine Stiefel waren schmutzig, die

Kleidung ebenfalls, und er roch nach Kuhmist. Bei seinem Hut zeigte die Krempe nach unten, und ebenso grau wie die Kopfbedeckung war auch sein Gesicht.

»Was ist los, Burns?« fragte der Wirt.

»Gib mir erst einmal einen Schluck.«

»Was denn?«

»Whisky.« Burns schlug mit seiner schwieligen Hand auf die Theke. »Ich brauche den jetzt.«

»Sicher, du bekommst gleich einen Doppelten.«

»Ist mir auch recht.« Burns verzog die Lippen, drehte sich halb herum und schaute die anderen an, ohne etwas zu sagen. Auch Jerry Malt blickte er ins Gesicht. Dann kippte er den scharfen Alkohol weg.

»So«, sagte er und stieß kräftig auf, »das hat gutgetan.«

»Rülpse kannst du woanders«, beschwerte sich Hugol, der Wirt.

»Sollte ja auch ein Lied werden. Aber ich kann nun mal nicht singen.«

»Dann laß die Versuche«, meldete sich einer vom Tisch.

»Gib mir noch einen Doppelten.« Auch diesen kippte Burns, bevor er mit der Sprache herausrückte. »Hört mal her, Männer. War einer von euch in der letzten Viertelstunde schon draußen?«

»Nein!« antwortete der Wirt für alle.

»Dann geht mal nachsehen.«

»Wieso?«

Burns machte winkende Handbewegungen. »Los, geht zur Tür! Schaut hinaus, ihr werdet schon erkennen, was ich meine. Beeilt euch! Ich will eure Gesichter sehen.«

»Wie du meinst.«

Die vier Männer erhoben sich von ihrem Tisch. Auch Jerry Malt schloß sich ihnen an. Wenn es etwas Außergewöhnliches zu sehen gab, durfte er nicht fehlen.

Hugol baute sich an der Theke so auf, daß er durch die offenstehende Tür schauen konnte.

Die Männer gingen auf die Straße. Jerry Malt drückte sich ebenfalls vor. Er sah das gleiche wie seine Begleiter.

Sie standen da und staunten.

Jerry Malt schluckte ein paarmal. Als ängstlichen Menschen konnte man ihn wahrhaftig nicht bezeichnen, doch was er da zu sehen bekam, das ging schon an die Nieren.

Der Tag war zur Nacht geworden. Wenn er den Kopf in den Nacken legte und zum Himmel schaute, sah er nur eine Farbe. Grau!

Wohin er auch blickte, der Himmel hatte sich mit einem düsteren, manchmal schwarz wirkenden Grau überzogen, als hätte ein Maler einen gewaltigen Pinsel über das Firmament geführt.

»Da kommt was auf uns zu«, flüsterte einer.

»Ja, ein Gewitter«, sagte Malt.

Er erntete ein Lachen. »Haben Sie schon ein Frühjahrsgewitter in Wales erlebt?«

»Nein.«

»Dann machen Sie sich auf etwas gefaßt.«

»Wieso?«

Der Sprecher tippte Malt gegen die Brust. »Es ist die Hölle, Mister. Die reine Hölle, das kann ich Ihnen versprechen. Sie werden sitzen, zittern und beten. Ihnen fallen all Ihre Sünden ein, wenn der Himmel seine Schleusen öffnet. Dann spielt der Teufel mit der Natur, so sieht es aus. Ich kenne Menschen, die sind während eines Gewitters umgekommen, einfach vor Angst gestorben.«

»Nicht vom Blitz erschlagen?«

»Nein.«

»Da, der erste Blitz!« rief jemand und deutete nach Westen, wo tatsächlich ein heller Pfeil über den Himmel wischte und ein gezacktes Muster in die gewaltige Wolkenwand schnitt. Sie wurde

für einen Moment aufgerissen, regelrecht gespalten, und in der Lücke sahen die fünf Männer etwas Rotes schimmern.

Nur für eine kurze Zeitspanne, dann war es wieder verschwunden, und die graue Fläche überdeckte alles.

Die Männer standen stumm. Zwei von ihnen hatten die Hände wie zum Gebet gefaltet, während die beiden anderen in die Kneipe zurückkehrten und hastig zahlten.

Auch die anderen gingen. Malts Fragen stießen ins Leere. Niemand wollte eine Antwort geben.

Er blieb noch vor dem Gasthaus. Die Dorfstraße wirkte wie leergefegt. Nicht einmal ein Tier ließ sich blicken. Die Vierbeiner hatten sich verkrochen.

Selbst die kleinen Häuser schienen sich in der Erwartung des Gewitters zu ducken, und Malt wurde das Gefühl nicht los, als hätte sich auch die Luft verändert.

Sie war längst nicht mehr so klar und rein. Irgendwie schmeckte sie anders. Zwar nicht direkt nach Schwefel, aber doch rauher, als hätte man sie mit Gasen angereichert.

Malt holte tief Luft. Er schnickte mit den Fingern, denn ihm war noch etwas eingefallen.

Es ging kein Wind. Die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Seltsam dünn klangen die Stimmen der Männer aus der Gaststube, und seltsam dünn wirkte auch der Klang der kleinen Kirchenglocke, der plötzlich über den Dächern der Häuser schwebte.

Ein Bimmeln, das seine Bedeutung besaß. Man warnte vor den Gefahren. Wer jetzt noch draußen war, sollte sich ins Haus zurückziehen. Auch Jerry Malt wollte dies und war froh, seinen Wagen auf dem Hinterhof der Wirtschaft geparkt zu haben. Wenig später verließen die Männer die Kneipe. Auch der als letzter Eingetroffene hatte es nicht mehr ausgehalten. Er warnte Jerry noch.

»Sie sollten sich auch zurückziehen, Mister. Es wird bald

gefährlich.«

»Ich kenne Gewitter.«

»Aber keines wie hier.«

»Was kann denn schon passieren?«

Der andere lachte meckernd. »Was passiert schon, wenn die Hölle ihre Pforten öffnet?«

»Dann kommt der Teufel.«

Der Einheimische nickte Walt zu und blickte ihn aus großen Augen an.

»Ja, mein Lieber, dann kommt der Teufel. Und er nimmt auf keinen Rücksicht. Weder auf Sie noch auf mich. Der Satan frißt alle. Haben Sie gehört? Alle!« Es waren die letzten Worte des Walise. So rasch es ging, eilte er den anderen hinterher.

Jerry Malt hob die Schultern und rückte seine Brille zurecht. Okay, ein wenig mulmig fühlte er sich auch, aber war das ein Grund, in Panik auszubrechen? Nein, sicherlich nicht. Man mußte nur die Nerven behalten. Auch die längsten Gewitter gingen vorbei. Allerdings ärgerte sich der Vertreter darüber, daß durch dieses Gewitter sein Zeitplan durcheinandergeraten war. Dies paßte ihm überhaupt nicht. Er hatte noch vor Anbruch der Dunkelheit fahren wollen, weil er im Nachbarort ebenfalls zu tun hatte. Nun hatte man ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht.

»Wollen Sie nicht wieder hereinkommen, Mister?« hörte er den Wirt rufen.

»Ja, ich bin gleich da.« Malt hob die Schultern. Während er über die Schwelle trat, zündete er sich eine Zigarette an.

Hugol erwartete ihn mit einem gefüllten Glas. »Der geht auf Kosten des Hauses.«

»Danke.«

Auch der Wirt trank einen Schluck. Malt blieb an der Theke stehen und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht begreifen, daß erwachsene

Männer wie kleine Kinder fliehen. Wirklich nicht. Da stimmt doch was nicht. Oder was meinen Sie?«

Der Wirt hob nur die Schultern.

»Reden Sie schon!«

»Gewitter sind eben etwas Besonderes, Sir.«

»Aber nicht so, daß die Leute fluchtartig wegrennen. Habt ihr böse Erfahrungen gemacht?«

Jerry Malt bekam keine direkte Antwort. »Hören Sie mal zu, Fremder. Haben sie vielleicht gesehen, daß die Wolkendecke aufgerissen wurde? Durch einen Blitz, meine ich.«

»Klar.«

»War es dahinter rot?«

»Auch.«

Hugol nickte. »Da haben wir es.«

»Wieso? Was haben wir?«

Der Gastwirt beugte sich vor und senkte die Stimme zu einem Flüstern.

»Es ist so, Mister. Ich habe Ihnen gesagt, daß die Hölle ihre Pforten geöffnet hat. Der Teufel liegt bereits auf der Lauer.«

Malt grinste. »Hinter den Wolken?« fragte er spöttisch.

»Genau.«

»Dann war die rote Farbe wohl das Licht der Hölle.«

Hugol nickte und machte dabei ein so ernstes Gesicht, daß es Jerry Malt die Sprache verschlug. »Jetzt brauche ich noch einen Whisky. Nehmen Sie auch einen. Wie ich das so sehe, komme ich heute doch nicht mehr weg. Kann man bei Ihnen übernachten?«

»Im Prinzip nicht«, erwiderte der Wirt. »Ein paar Räume stehen aber leer. Da haben früher meine Kinder geschlafen.«

»Okay, ich penne zur Not auch im Lager.«

»Und trinken die Fässer leer?«

Malt lachte. »Ich trinke nur sehr wenig. Ich will den Whisky

verkaufen und nicht mein bester Kunde sein.«

»Das ist lobenswert.« Dennoch nahmen die beiden Männer einen Schluck. Malt drückte die Zigarette aus. »Folgendes«, sagte er. »Ich kümmere mich um meinen Wagen, komme dann zurück, und Sie zeigen mir mein Zimmer. Alles klar?«

»Meinetwegen.«

Jerry Malt ging zu seinem Tisch und hob die Tasche an. Sie sah aus wie ein kleiner Koffer. In extra abgeteilten Fächern standen vier Flaschen mit Whisky, in einem Seitenfach die Mappe mit den Unterlagen: Lieferscheine, Rechnungen usw.

»Bis gleich dann.« Malt hatte die Tasche aufgenommen, winkte mit der freien Hand und begab sich in Richtung Tür.

Er hatte das Gefühl, in die Nacht zu geraten. Seiner Ansicht nach war es noch dunkler geworden. Die Schwärze war wie ein großer Sack über den kleinen Ort gefallen und hüllte alles ein.

Malt zog schnuppernd die Luft ein. Vedammt, es roch doch nach Schwefel. Da hatte er sich beim erstenmal nicht getäuscht. Das war Schwefelgeruch. Er mußte husten.

Menschen sah er auch jetzt nicht. Bestimmt hockten sie in ihren Häusern und warteten das Gewitter ab. Aber er sah hinter manchen Fenstern einen flackernden Schein. Der stammte von Kerzen.

Angeblich sollten die brennenden Kerzen vor den Gefahren des Gewitters schützen. Daran glaubte der Vertreter nicht so recht. Jerry Malt war Realist. Ihn interessierte am Ende der Woche nur, was in seinem Auftragsbuch stand, und das war in der letzten Zeit wenig genug gewesen. Die Geschäfte waren eben härter geworden, zudem schließt die Konkurrenz nicht. Die Kirchenglocke hatte längst aufgehört zu bimmeln. Ein wenig hatte der Wind wieder aufgefrischt, dennoch wollte es ihm nicht gelingen, die unnatürliche Schwüle zu vertreiben. Auch so etwas hatte Malt noch nicht erlebt. Das waren schon fast tropische Zustände.

Malt mußte um das Haus herumgehen. Hinter dem Gebäude gab es einen Parkplatz, der mehr ein Hof war. Dort hatte er seinen Wagen abgestellt. Es war ein Caravan. Auf der Ladefläche hinter der Rückbank standen noch einige Kisten mit Whiskyflaschen.

Der Volvo parkte unter einem Baum. Die Zweige zeigten das frische Maigrün, aber Malt wollte das Fahrzeug woanders parken. Wenn durch Zufall ein Blitz in den Baum schlug und den Stamm spaltete, konnte es leicht passieren, daß der Wagen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Malt startete. Nahe der Hauswand fand er einen Platz, der ihm geeignet erschien.

Er stieg wieder aus. Kaum hatte er die Tür hinter sich zugeschlagen, als ihn der erste Windstoß packte. Er war so heftig, daß er den Mann gegen den Wagen warf, wo er sich festklammern mußte.

»Verdammter, jetzt geht es aber los«, schimpfte er. Ins Haus laufen konnte er noch nicht, da er die Hecktür des Volvo noch aufschließen mußte, um sein Gepäck zu holen.

Als die Tür hochschwang, krachte der erste Donner. Den Blitz hatte Jerry nicht gesehen, er hörte nur dieses schmetternde Krachen, das die Luft erfüllte und dabei peitschend klang, bevor sein Echo irgendwo in der Ferne verrollte.

Es war für Malt unheimlich, denn einen so harten Donnerschlag hatte er noch nie vernommen.

Die Männer schienen recht zu haben. Da bahnte sich tatsächlich einiges an.

Er schaute unwillkürlich zum Himmel, während seine rechte Hand den Koffergriff umklammert hielt.

Am Himmel spielten sich unheimliche Szenen ab. Die Wolkendecke war aufgerissen. Durch die Lücke schimmerte das Rosarot, das sich an einigen Stellen vertieft hatte und in eine Flammenfarbe übergegangen war. Wie das Feuer der Hölle!

Jerry schüttelte den Kopf. Jetzt spinnst du auch noch, dachte er, schloß den Wagen ab und machte sich auf den Weg, um in die Gaststätte zurückzukehren.

Der flammende Blitz jagte schräg über den Himmel. Er war breit. Jedenfalls breiter als die Blitze, die Jerry Malt bisher gesehen hatte. Und der Donner folgte schlagartig.

Ein unheimliches Geräusch. Obwohl Jerry auf ihn vorbereitet gewesen war, zuckte er dennoch zusammen und zog den Kopf ein, um so schnell wie möglich ins Haus zu gelangen. Er wußte, daß der Regen kommen würde, und er innerhalb von Sekunden bis auf die Haut durchnäßt war. Darin goß es wie aus Eimern.

Malt ging schnell und schaffte es trotzdem nicht. Der Regen kam blitzartig.

Über sich sah Jerry noch eine offene Stelle am Himmel, die glutrot schimmerte.

Die Tropfen klatschten auf ihn nieder. Er spürte sie, als sie gegen seine Haut schlugen, er sah sie auf die Erde hämmern und blieb auf einmal abrupt stehen, obwohl er es so eilig hatte.

Das war kein normaler Regen.

Wo regnete es schon rote Tropfen!

Malt schluckte. Er schaute genauer hin und wischte sich über das Gesicht, um zu sehen, ob die Tropfen tatsächlich rot waren. Es stimmte. Sie waren rot wie Blut!

Blutregen!

Das ist verrückt, das ist Wahnsinn. Du mußt dich täuschen. So redete Jerry Malt es sich ein, und er wußte nicht, wie er das für ihn Unbegreifliche fassen sollte.

Er preßte sich gegen die Außenwand des Gasthauses. Er war dort einigermaßen durch das vorspringende Dach geschützt, denn noch fiel der Regen kerzengerade vom Himmel.

Malt schaute wieder auf seine Hand. Kein Zweifel, die rote Farbe blieb. Also doch ein Blutregen! Sein verschmiertes Gesicht war ihm im Moment egal, er wollte nur so rasch wie möglich ins Trockene gelangen. Er schaute auf die Straße. Die Tropfen hämmerten auf den Belag. An den Rändern hatte sich bereits das Blut gesammelt und floß durch die Gossen.

Malt begann zu lachen. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Er konnte nicht anders und mußte so reagieren. Es war nicht möglich, daß die Wolken Blut absonderten.

Vielleicht eine schlimme Form des sauren Regens, von dem man ja immer sprach. Aber kein Blut.

Es rann über sein Gesicht und erreichte die Lippen. Jerry wollte es eigentlich nicht, dennoch zuckte für einen Moment die Zungenspitze hervor, und er schmeckte die Flüssigkeit.

Sie war seltsam scharf und gleichzeitig auch süßlich. Irgendwie widerlich.

Jerry schüttelte sich. Er lehnte es zwar nach wie vor ab, an Blut zu glauben, in seinem tiefsten Innern war er davon jedoch nicht überzeugt. Plötzlich brauste der Wind wieder auf. Von der Seite her kam er und wehte den Blutregen gegen die Hauswand. Auch Jerry Malt wurde getroffen. Es überschwemmte ihn regelrecht, und er schaute zu, wie seine Kleidung eine rötliche Farbe annahm.

Sein Blick traf das Fenster.

Der Blutregen hämmerte gegen die Scheiben. Dort rann er in langen Streifen nach unten, wobei er ein Bild des Horrors abgab, so daß sich der Vertreter schütteln mußte.

Fast hätte er noch seinen Koffer stehenlassen, so eilig hatte er es plötzlich. Stolpernd erreichte er die Tür, drückte sie auf und wankte in den Gastraum.

Der Wirt stand neben dem Tisch, an dem die vier Männer vorhin gesessen hatten. Seine Augen waren weit aufgerissen. Der kräftige

Mann mit dem eisgrauen Haar zitterte wie Espenlaub. Er stand stocksteif und starre auf die Fenster, wo daß Blut von außen in langen Bahnen dagegenklatschte und an den Scheiben nach unten rann. Das war auch für ihn nicht zu fassen. Hugol löste sich erst wieder aus seiner Erstarrung, als hinter Jerry Malt die Tür mit einem lauten Knall ins Schloß fiel.

Er schaute hoch und sah seinen Gast.

Das Gesicht des Wirts verzerrte sich noch mehr. Es wurde zu einer regelrechten Fratze, und er wankte langsam zurück, bis er mit dem Rücken gegen den hölzernen Handlauf der Theke stieß. »Sie... Sie waren draußen, der Regen...«

Jerry Malt wirkte wie ein Mensch, der von einem scharfen Messer bearbeitet worden war. Aus seinen langen Haaren lief die rote Flüssigkeit über das Gesicht. Sie hatte auch seine Kleidung getränkt, rann über die Hände und tropfte zu Boden.

»Ist es Blut?« schrie der Vertreter den Wirt an. »Ist es, verdammt noch mal, Blut, das da aus den Wolken regnet? Geben Sie mir eine Antwort, zum Teufel!«

»Ja, ja... nein, eigentlich...«

Malt ging vor. »Was denn nun?«

»O Gott, fragen Sie mich doch nicht.«

»Und ob ich dich frage!« schrie Jerry zurück. Er lief auf den Wirt zu, bekam ihn zu packen und schüttelte ihn durch. »Ich will von dir wissen, ob es Blut ist. Hast du nicht gehört?«

Hugol klammerte sich mit beiden Händen am Handlauf fest. Er schluchzte auf, eine Antwort wollte ihm nicht gelingen.

»Ist es Blut?« Jerrys Stimme überschlug sich. Er stand unter einem Streß, wie er ihn noch nie zuvor in seinem Leben durchgemacht hatte. Das Erlebte zerrte an seinen Nerven.

»Ja und nein!«

Jerry ließ den Wirt los. Schweratmend blieb er vor ihm stehen.

Dabei schaute er zurück und sah, welch eine Spur er hinterlassen hatte. »Wie kommst du dazu, ja und nein zu sagen? Wie?«

»Es ist der Fluch!« flüsterte der Wirt und beugte sich zur Seite.

»Der verdammte Fluch.«

»Welcher Fluch?«

»Eine alte Geschichte.«

»Daß es Blut regnet?«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht genau sagen. Es braucht kein Menschenblut zu sein, wirklich nicht.«

»Was dann? Farbe?«

»Nein, auch nicht.«

Malt glaubte, in einem Irrenhaus zu stecken. Sein rechter Arm schnellte vor. Den Wirt bekam er an der Schulter zu packen und schleuderte ihn herum, damit er ihm ins Gesicht schauen konnte.

»Mach endlich dein Maul auf!«

»Wollen Sie sterben?« flüsterte Hugol.

Jerry schüttelte den Kopf. »Wer will das schon freiwillig. Sie etwa?«

»Nein, aber wir werden es.« Hugol holte tief Luft. »Der Blutregen ist der Vorbote. Das andere wird folgen, und keiner kann entkommen. Wir haben schon damit gerechnet. Auch unsere Vorfahren ahnten es. Bei jedem Gewitter, das losbrach, waren sie darauf gefaßt, die Rache der Hölle zu spüren.«

»Es gibt keine Hölle, Mann!«

»Dann schauen Sie nach draußen. Ist das eine Hölle, oder ist das keine?«

»Ich will erstens eine Erklärung und zweitens eine Dusche. Das verfluchte Zeug fängt an, einzutrocknen. Reden Sie, Hugol!«

Der Wirt wollte nicht. »Es hat keinen Sinn, wenn ich Ihnen eine Erklärung gebe. Sie müssen es sich schon selbst ansehen.«

»Ich gehe nicht mehr raus.«

»Das Fenster reicht.«

Jerry hatte sich durch die letzte Bemerkung überzeugen lassen. Nur waren die Scheiben beklebt und beschmiert. Viel würden sie sowieso nicht zu sehen bekommen.

Hugol ging vor. Leicht gebeugt. Auf ihm schien eine ungeheure Last zu liegen. Während seines Weges zum Fenster bekam er kaum die Beine vom Boden hoch. Deshalb schlurfte er so und blieb vor der Scheibe stehen, die sich nahe der Tür befand.

»Kommen Sie, Mister. Sehen Sie es sich selbst an.« Während dieser Worte hatte der Wirt seine Haltung verändert. Sein Kopf lag schief auf der rechten Seite, so daß er durch die Scheibe schräg in die Höhe schauen konnte.

Jerry Malt stellte sich neben ihn. Er hörte die Tropfen gegen die Scheibe trommeln. Oben links befand sich noch ein relativ freier Fleck. Direkt unter dem Winkel.

»Schauen Sie da durch.«

Das tat Malt. »Ich sehe nur rot. Wie Charles Bronson in seinen besten Tagen!«

»Nichts anderes?«

»Nein, nur den Regen.«

»Das ist nicht der Regen!« korrigierte ihn der Wirt. »Der strahlt nicht so hell.«

»Was ist es dann?«

»Ich habe vorhin von der Hölle gesprochen, die ihre Pforten geöffnet hat. Es ist...«

»Aber nicht die Hölle, Mensch!«

»Nein, das habe ich nicht behauptet. Aber sie hat etwas entlassen, das uns zerstören wird.«

»Was denn?«

»Da, jetzt sehen Sie es!« schrie der Wirt. »Mein Gott, es ist wahr geworden!« Er taumelte zurück, schlug die Hände vor das Gesicht

und fiel auf die Knie.

Jerry Malt kümmerte sich nicht um den Mann. Er wollte endlich das sehen, was den Wirt aus der Fassung gebracht hatte. Und er sah es. Jetzt konnte Jerry Malt den Wirt verstehen. Er selbst war auch geschockt und ging so hastig zurück, als würde ihm eine Gefahr drohen. Hugol stützte sich an einem Tischrand ab und stemmte seinen Körper in die Höhe. »Na, haben Sie es gesehen?«

»Ja.«

»Dann wissen Sie ja Bescheid.«

Malt starrte ins Leere, als er den Kopf schüttelte und flüsterte: »Nein, gar nichts weiß ich. Ich frage mich nur, wie sich so etwas am Himmel zeigen kann?«

»Die Antwort kann ich Ihnen geben«, erwiderte Hugol. »Das ist die Esmeralda, das Hexenschiff...«

Seit es Asmodis gelungen war, Bill Conollys Frau Sheila in seine Klauen zu bekommen, hatte mein Freund etwas gegen Leute, die mit dem Jenseits Kontakt hielten und gewisse Botschaften niederschrieben, die ihnen aus dem Reich der Toten übermittelt wurden. So hatte es nämlich bei Sheila auch angefangen, und Bill war da sehr skeptisch geworden, was diese und ähnliche Dinge anging. Deshalb stieß ihm auch ein Mann namens Flavio Bucci so sauer auf, und deshalb kam der Reporter zu mir. Wir hatten über Bucci gesprochen, und Bill versuchte, mir wiederholt seine Argumente darzulegen.

»John, du mußt dir diesen Kerl einfach mal anschauen. Tu dir den Gefallen.«

»Damit tue ich doch eher dir einen Gefallen.«

»Nein, John, mach es.«

Ich beugte mich vor und stützte beide Ellenbogen auf die Schreibtischplatte. »Bill, ich kenne deine Probleme. Du bist

voreingenommen, glaube mir das.«

»Mag sein. An den Tatsachen verändert es nichts. Dieser Kerl ist mir nicht geheuer.«

Ich kippte wieder zurück und lehnte mich an. »Weißt du, wie viele von diesen Typen hier in London und auf der übrigen Welt herumlaufen, die allesamt Kontakt mit dem Jenseits haben?«

»Bestimmt viele. Das gebe ich zu. Nur ist um keinen so viel Wirbel gemacht worden, wie um Bucci.«

»Eben.«

»Dieser Wirbel kann berechtigt sein.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Ach weißt du. Es gibt immer wieder Gazetten, die auf der Suche nach Sensationen sind. Man sollte das nicht so ernst nehmen.«

»Ich nehme es aber ernst.«

Die Tür wurde aufgestoßen. Suko betrat das Büro. Er grinste von Ohr zu Ohr. »Na, seid ihr euch einig geworden, ihr beiden Kontrahenten?«

Bill fuhr durch sein braunes Haar. »John stellt sich an wie der berühmte Stockfisch.«

»Willst du nicht so recht, Alter?«

»Sieht man mir das nicht an?«

Suko nickte: »Und wie! Aber was ist, wenn an der Sache wirklich etwas faul ist?«

Ich gab keine direkte Antwort. »Willst du dir nicht mit Bill den Geisterschreiber anschauen?«

»Würde ich gern. Leider haben Shao und ich für heute abend etwas vor. Wir wollten ins Theater.«

»Ausreden!«

»Sind es nicht«, erwiderte der Inspektor. »Ich habe die Karten seit zwei Wochen vorbestellt.«

»Ja, ja, schon gut.«

»Los, John, gib deinem Herzen einen Stoß und sieh zu, daß du es schaffst. Laß Bill nicht im Stich. Vielleicht entwickelt sich die Sache wirklich zu einem Fall.«

Ich schaute Bill fragend an. »Bisher ist noch nichts passiert. Oder täusche ich mich da?«

»Nein.«

»Da hast du's«, sagte ich zu Suko gewandt.

»Es könnte etwas passieren«, meinte Bill.

»Und was?«

Der Reporter hob die Schultern. »Genaues kann ich natürlich nicht sagen, aber man hat mich gewarnt. Ich hörte, daß Flavio Bucci mit Blut schreibt.«

Jetzt wurde es schon interessanter. »Wieso das?«

»Man sagt, daß aus dem Federhalter Blut tropft.«

Ich lachte. »Rote Tinte.«

»Das will ich ja überprüfen.«

»Und dazu brauchst du mich?«

Bill nickte. »Daran hatte ich gedacht. Ich habe übrigens schon einen Termin für uns beide festgelegt.«

»Und wann soll der sein?«

»In einer Stunde.«

Suko begann zu lachen, ich knirschte mit den Zähnen, und Bill schaute uns schlitzohrig grinsend an. »Was ist, John, willst du nicht oder kannst du nicht?«

»Ja, ich komme mit.«

»Das ist ein Wort«, meinte Suko und verabschiedete sich im selben Augenblick. »Ich muß mich noch umziehen. Shao wird schon warten. Wir sehen uns dann morgen.«

»Ja, mach's gut.«

Nachdem Suko verschwunden war, meinte Bill: »So ganz habe ich dich nicht überzeugen können, wie?«

»Nein.«

»Und weshalb nicht?«

Ich stand auf und ging zum Fenster. Wir hatten Mai. Ein blauer Himmel lag über London, allerdings war es noch etwas kühl. Mich störte es nicht, besser als zu heiß. »Weißt du, Bill, es gibt zahlreiche Scharlatane unter diesen Geisterschreibern und Jenseitssehern. Ich möchte auf keinen von ihnen reinfallen. Außerdem ist mir meine Zeit zu schade, mich mit denen zu unterhalten.«

»Verstehe. Aber wir können es versuchen. Ich sprach gestern noch mit Sarah Goldwyn. Die Horror-Oma interessiert sich übrigens auch für ihn.«

»Und?«

»Sie hält ihn für keinen Spinner.«

»Dann hat sie ihn bereits besucht.«

»Sieht so aus.«

Ich nickte. »Ihr habt mich ganz schön reingelegt, das muß man euch lassen.«

»Nein!« Bill tat unschuldig. »Wie kommst du darauf, John? Ich habe mich nur erkundigt.«

»Und mich in Zugzwang gebracht.«

»Es ist immer noch deine freiwillige Entscheidung«, erklärte der Reporter.

»Das glaube, wer will.« Ich räumte auf und verließ mit meinem Freund das Büro.

Auf dem Gang erwischte uns Sir James, mein Chef. »Machen Sie schon Feierabend oder...«

»Nein, Sir«, sagte Bill. »Das Oder ist richtig. Wir werden uns um einen Fall kümmern.«

»Hat er auch einen Namen?«

»Flavio Bucci.«

Sir James verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Nicht

auch noch Sie!« stöhnte er. »Es reicht doch, wenn die Presse ihn durchnudelt.«

»Ist mehr privat.«

»Stimmt das, John?« wandte sich der Superintendent an mich.

»So ungefähr.« Ich wollte meinen Freund nicht in die Pfanne hauen.

Der Superintendent hob die Schultern. »Sie müssen wissen, was Sie machen.«

Er nickte uns noch einmal zu und ging. Wahrscheinlich in den Club, wo der alte Junggeselle seine meisten Abende verbrachte. Für mich war so etwas nichts.

»Mit welchem Wagen sollen wir fahren?« fragte ich Bill, als wir im Lift standen.

»Ist mir gleich.«

»Wir nehmen meinen.«

»Ich den eigenen.«

»Wieso?«

»Dieser Bucci wohnt nahe dem Battersea Park. Von dort habe ich es nicht mehr weit bis nach Hause.«

»Einverstanden.«

Wenig später quälten wir uns durch den Verkehr. Ich war froh, als wir auf der Chelsea Bridge den Fluß überquerten, danach wurde es besser. Links lag der große Park, der auch von einigen Straßen durchzogen wird. Eine wahre Blütenpracht bot sich unseren Augen. Dazwischen das frische Grün, man hätte meinen können, es gäbe überhaupt keine Umweltverschmutzung mehr.

Bill hatte die Führung übernommen. Ich blieb hinter dem breiten Heck des Porsche, nahm allerdings die Kurven nicht so rasant wie der Reporter.

Wenig später rollten wir in eine ruhige Straße ein und waren schon am Ziel.

Flavio Bucci wohnte in einem alten Haus, das einen villenähnlichen

Charakter besaß. Auf dem Grundstück wuchsen noch zahlreiche Bäume, die in voller Blüte standen.

Vor dem Haus parkte ein Jaguar. Schlecht schien es dem Geisterschreiber nicht zu gehen.

Wir stellten unsere Fahrzeuge neben dem Jaguar ab. Als Bill ausstieg, sagte er: »Hier ist es.«

»Das sehe ich.«

Er lachte. »Sei doch nicht so brummig. Wenn es nichts wird, lade ich dich zum Essen ein.«

»Das wird aber teuer.«

»Wieso?«

»Weil mir schon jetzt der Magen knurrt.«

»Laß ihn noch knurren«, erwiderte der Reporter und lief die Stufen des Eingangs hoch. Er schellte, und wir hörten beide das harte Bellen eines Hundes.

Flavio Bucci öffnete uns persönlich. Seinen Hund hielt er straff an der Leine. Es war ein großes Tier, besaß Ähnlichkeit mit einer Dogge, wobei das Fell hell schimmerte.

Der Hund knurrte gefährlich, hatte seinen Rachen weit aufgerissen, und die Augen funkelten uns an.

»Gib Ruhe, Zerberus«, sagte der Geisterschreiber beruhigend. Sofort war der Hund still. Er senkte den Kopf, dennoch beobachtete er uns mißtrauisch.

Während Bill mit Bucci sprach, schaute ich mir den Mann an. Einen etwas seltsamen Eindruck machte er schon. Sein Alter schätzte ich auf 60 Jahre. Haare besaß er keine mehr. Der Kopf wirkte so blank wie eine Billardkugel. Dafür wuchs an seinem Kinn ein eisgrauer Bart nach unten, der am Ende zu einer Spitze zusammenlief. Bucci trug eine dunkle Hausjacke aus einem seidigen Stoff und eine weiße Hose.

»Treten Sie ein!«

Er ließ uns vorbei. Wir fanden uns in einer Diele wieder, in der nur dunkle Möbel standen. Sie kamen mir vor, als hätte sie Bucci aus seiner italienischen Heimat mitgebracht.

Besonders auffällig war ein breiter Strauß Frühlingsblumen. Er steckte in einer hohen Glasvase, die auf einer Vitrine stand. Daneben führte eine Tür in sein Arbeitszimmer.

Es war kühl im Haus, und ein seltsamer Geruch hing zwischen den Wänden. Vielleicht trugen auch die Rhododendronpflanzen und die Buchsbäume daran die Schuld, die Bucci an den Seiten aufgestellt hatte. Wir sahen einen Schreibtisch in der Mitte des gefliesten und hallenartig wirkenden Raumes. Es war ein wahres Prunkstück, natürlich schwarz lackiert.

Hinter dem Tisch stand ein hochlehner Ledersessel, in dem der Meister seinen Platz fand.

Für uns standen vor dem Schreibtisch zwei gepolsterte Stühle bereit, auf denen wir uns niederließen.

Noch sprach niemand. Nur das Hecheln des Hundes war zu vernehmen. Zerberus lag neben seinem Herrn, für uns nicht sichtbar. Flavio Bucci schaute uns an. Er besaß einen sezierenden Blick. Sicherlich gelang es ihm, einige seiner Kunden oder Klienten damit einzuschüchtern, bei mir war es nicht der Fall. Ich hielt der prüfenden Musterung stand, und bekam mit, wie Bucci lautstark durch seine Hakennase Luft holte.

»Sie sind also John Sinclair.«

»Ja, wie Sie schon hörten.«

Er lachte knapp. »Natürlich. Ich habe auch einiges von Ihnen vernommen. Inzwischen sind Sie eine bekannte Größe hier in London. Wenn man sich mit einem Thema beschäftigt, wie ich es tue, dann kommt man an Ihnen zwangsläufig nicht vorbei.«

»Das will ich mal dahingestellt sein lassen.«

»Sie stehen meiner Arbeit skeptisch gegenüber?« fragte er und

nahm einen dünnen Bleistift auf, den er zwischen den Fingern balancierte.

»Begeistert bin ich nicht.«

Bucci ließ den Bleistift fallen. »Und nun soll ich Sie vom Gegenteil überzeugen?«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Weshalb sind Sie dann zu mir gekommen?«

»Es war meine Idee!« mischte sich Bill ein. »Ich wollte Sie kennenlernen.«

Er nickte. »Immer die Reporter. Stets neugierig. Hatten Sie denn einen Grund?«

»Allerdings.«

Flavio Bucci nickte und breitete die Arme aus. »Dann nennen Sie ihn!«

»Ich hörte, Sie schreiben mit Blut.«

Flavio Bucci legte den Kopf zurück und begann laut zu lachen. Nachdem er sich beruhigt hatte, gab er die Antwort. »Das ist doch wohl eine Finte, mein lieber Mr. Conolly. Ich schreibe nicht mit Blut, sondern mit einem normalen Federhalter oder Kugelschreiber.« Er beugte sich wieder vor.

»Alles klar?«

»Sorry, ich drückte mich falsch aus. Aber Sie wußten, was ich damit sagen wollte.«

»Schon.«

»Können Sie uns Beweise vorlegen?« erkundigte ich mich.

Er lächelte wieder. »Sie meinen, daß ich jetzt und hier anfangen solle zu schreiben?«

»So ist es.«

»Verlangen Sie nicht ein wenig viel, Mr. Sinclair?«

»Ist es nicht Ihr Job, Mr. Bucci?«

Er verzog den Mund und nahm wieder den Bleistift hoch, den er

geschickt zwischen den Fingern balancierte. »Ich bin Künstler. Und Künstler verstehen ihre Arbeit nicht als Job, sondern als Berufung«, beehrte er mich.

»Das heißt, Sie können es nicht auf Kommando beweisen.«

»Genau.«

Ich drückte meine Hände zu beiden Seiten der Schenkel auf den Stuhl und stemmte mich hoch. »Dann hat es keinen Sinn, daß wir länger bleiben. Ohne eine Demonstration Ihrerseits finde ich unseren Besuch bei Ihnen fruchtlos. Wir würden uns nur gegenseitig die Zeit stehlen.«

Bucci winkte lässig ab und bewegte dabei auch seinen Bleistift.

»Reagieren Sie doch nicht so übereilt, mein Lieber. Ich habe nicht davon gesprochen, daß ich es nicht machen würde. Nur eben nicht von einer Sekunde auf die andere.«

Ich nahm wieder normal Platz. »Okay, Mr. Bucci. Warten wir also.«

»Möchten Sie etwas zu trinken haben? Einen Wein vielleicht?«

»Nein, danke.« Bill und ich lehnten ab.

»Gut, dann nicht.« Er drückte auf einen hellen Knopf. Er gehörte zum Fuß einer Lampe, die auf seinem Schreibtisch stand. Die Lampe besaß einen geschwungenen Stiel, der einen Halbkreis über den Schreibtisch schlug. Der Schirm am Ende besaß die Form eines Pilzes. Die Oberfläche aus Kunststoff war dunkel gestrichen. Das Licht fiel genau auf den Teil des Schreibtisches, der als der eigentliche Arbeitsplatz des Geisterschreibers anzusehen war.

Dort lag ein weißes, leeres Blatt Papier. Ohne uns aus den Augen zu lassen, nahm Flavio Bucci aus einer Schatulle einen goldenen Federhalter. Er hielt ihn hoch wie ein Zauberkünstler seinen Stab.

»Es ist alles normal, nicht wahr?«

»Könnten Sie uns eine Schriftprobe geben?« fragte ich.

»Gern.«

Auf ein Blatt Papier kritzelte er einige Worte mit blauer Tinte.

»Zufrieden?« Wir nickten.

»Dann kann ich beginnen. Ach, meine Herren, noch eins. Ich brauche absolute Ruhe bei meiner Arbeit. Dafür werden Sie bestimmt Verständnis haben.«

»Natürlich.« Bill antwortete für mich mit.

Tief atmete Flavio Bucci aus. Seine Stirn legte er in Falten, überlegte noch und schaute gegen die ebenfalls dunkle Decke, als würde er dort alles sehen.

Wir sahen ihm zu. Er behielt den Kopf zurückgelegt, während er die Lippen bewegte und wohl irgend etwas murmelte, das wir jedoch nicht verstehen konnten.

Wahrscheinlich nahm er jetzt Kontakt zu irgendeinem Geist auf, der im Unsichtbaren lebte.

Ich hatte schon viel erlebt. Ich erinnerte mich an Tanith, die ja auch etwas Besonderes gewesen war. Nur hatte sie nie eine solche Schau abgezogen wie dieser Flavio Bucci.

Die gesamte Szenerie kam mir ein wenig lächerlich vor, wie ich ehrlich zugeben mußte. Ich war auch jetzt nicht davon überzeugt, daß unser Besuch Früchte tragen würde.

Bei Bucci tat sich nichts. Er konzentrierte sich. Die Uhr lief. Über fünf Minuten vergingen, als plötzlich ein Ruck durch seine Gestalt fuhr. Aufrecht setzte er sich hin, beugte den Oberkörper vor, und ich hörte Bills flüsternde Stimme.

»Jetzt geht's los.«

Der Reporter hatte recht. Flavio Bucci schlug seine Hand um den goldenen Füllfederhalter. Die Augen glänzten seltsam, er atmete tief ein und beugte sich vor.

Bucci begann zu schreiben!

Wie er das tat, war schon ungewöhnlich!

Plötzlich glitt seine Hand über das Papier, als würde sie von einem

unsichtbaren Helfer geführt. Ich habe noch nie jemand so schnell schreiben sehen. Das Licht der Lampe reichte aus, um die rechte Hand beobachten zu können, die über das Papier glitt, als wäre es eingeschmiert worden.

Wir waren beeindruckt. So etwas bekam man nur durch lange Übung. Etwas jedoch stimmte daran nicht. Der Füller schrieb normal, also blau und nicht rot, wie Bill behauptet hatte, um mich für einen Besuch zu überzeugen.

Das erste Blatt war voll. Bucci riß es ab. Achtlos schleuderte er es zu Boden, um sofort auf dem zweiten Blatt weiterzuschreiben. Ich schaute nicht mehr seine Hand an, sondern beobachtete das Gesicht des Mannes.

Zum Glück hatte sich Bucci so weit vorgebeugt, daß auch sein Kopf vom Licht getroffen wurde.

Deshalb sah ich seine Haut sehr genau.

Sie wirkte noch sehr glatt, war aber auch dünn; die Adern zeichneten sich unter ihr ab.

Er arbeitete wie eine Maschine. Auch das zweite Blatt schrieb er voll. Als er es abriß, griff ich zu. Er merkte kaum, daß ich es ihm aus der Hand nahm, und ich schaute nach, was er geschrieben hatte. Es waren Worte in einer fremden Sprache. Wahrscheinlich Latein. Ich konnte es aber nicht genau feststellen, denn die Schrift war unleserlich.

»John, da!«

Bill hatte mir die Worte zugerufen. Ich enttäuschte ihn nicht und schaute wieder auf Bucci.

Er schrieb. Diesmal jedoch mit roter Tinte.

Oder war es Blut? Im ersten Moment sagte ich nichts. Ich mußte zugeben, daß es mich überrascht hatte, und Bill sagte leise: »Da hast du es.«

Überzeugt war ich noch nicht. »Es gibt auch Füller, die zwei-und

mehrfarbig schreiben.«

»Schon, aber...«

Ich hörte nicht mehr hin, was Bill sagte, denn ich wollte mich davon überzeugen, ob er tatsächlich mit Blut schrieb. Als ich um den Schreibtisch herumging, hörte er plötzlich auf. Er hatte drei Reihen geschrieben, als seine Hand auf dem Papier liegenblieb und sich überhaupt nicht mehr rührte.

Weshalb nicht?

Auch Bill hatte es nicht mehr auf seinem Stuhl gehalten. Er war ebenfalls aufgestanden und kam um den Tisch herum. An der anderen Seite des Mannes blieb er stehen.

Wir sprachen kein Wort, auch Flavio Bucci redete nicht. Vielleicht benötigte er eine Pause, denn schreiben strengt bekanntlich an. Und es wird noch anstrengender, wenn man sehr schnell schreibt. Er begann zu reden. Flüsternde Worte drangen über seine Lippen. »Ich werde nicht mehr schreiben können, denn sie ist da. Die Botschaft...«

»Welche?« fragte Bill.

Ich war da skeptischer und hatte das Gefühl, Bucci wollte uns etwas vormachen.

»Ich... ich kann sie nicht schreiben. Ich muß sie...«

Sein nächstes Wort ging in einem Gemurmel unter.

Ich machte die Probe aufs Exempel, tauchte den Finger in das soeben Geschriebene und leckte an der roten Spitze, um nachzuschmecken, ob es sich dabei tatsächlich um Blut handelte.

Ja, es war Blut!

Zwar hatte ich noch keine Tinte probiert, die schmeckte sicherlich anders.

Über den Kopf des Geisterschreibers hinweg warf ich meinem Freund Bill einen bedeutsamen Blick zu und nickte dabei.

Bill verstand.

»Weshalb schreiben Sie nicht weiter, Mr. Bucci?« sprach ich ihn noch einmal an.

Er hörte mich überhaupt nicht. Dennoch erfolgte von ihm aus eine Reaktion.

Seine Hand zuckte. Allerdings berührte die Spitze des Füllfederhalters nicht das Papier. Dies geschah eine Sekunde später, und Flavio Bucci blieb bei seiner Aussage. Er schrieb nicht mehr, sondern begann damit, zu zeichnen. Zuerst einen geschwungenen, leicht senkrecht verlaufenden Strich, der in einen waagerechten mündete. Ihn zog Bucci durch, ging wieder senkrecht hoch und malte einen Gegenstand, den wir ohne Mühe als ein Schiff identifizierten.

Den Rumpf hatte er bereits gezeichnet, als er sich daranmachte, das Deck zu bemalen.

Aufbauten entstanden. Ein Ruderhaus, ein Mast und ein großes Segel, in das er ein Gesicht hineinmalte, das in etwa Ähnlichkeit mit dem des Teufels aufwies.

Mir kam unser Hongkong-Abenteuer in den Sinn, als wir gegen das Fratzengesicht kämpften, doch damit hatte dieser Fall hier nichts zu tun, obwohl es auch um ein Schiff gegangen war.

»Mr. Bucci!« sprach ich ihn an. »Was ist das für ein Schiff? Weshalb haben Sie es gezeichnet?«

»Es... es gehört ihr.«

»Wer ist sie?«

»Die, die meine Hand führt.«

»Sagen Sie uns den Namen. Bitte!«

»Nein, nein!« Er schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht. Ich... ich... will, aber ich schaffe es nicht.«

»Den Namen!« drängte ich. Er hob den Kopf, sah mich an, wobei ich das Gefühl hatte, daß er mich überhaupt nicht zur Kenntnis nahm, sondern hindurchschaute, als wäre ich aus Glas.

»Kann nicht...«, hauchte er.

Bill Conolly hatte etwas zu sagen. »Vielleicht können Sie den Namen schreiben, Mr. Bucci?«

»Ja, versuchen...«

»Dann bitte!«

Er bewegte die Hand. Hatte ich vorhin noch die Leichtigkeit bewundert, mit der er schrieb, so trat nun das glatte Gegenteil davon ein. Seine Hand schien schwer wie Blei zu sein.

»Sie will es nicht!« brachte er mühsam hervor. »Sie will nicht, daß ich so etwas tue.«

»Seien Sie stark. Sie sind mächtiger als sie.«

Er bewegte seinen Kopf und seinen Körper gleich mit. Ich hatte das Gefühl, als würde er jeden Moment zusammenbrechen. Der Druck, unter dem er stand, mußte ungeheuer sein. Jetzt war ich nicht mehr davon überzeugt, es mit einem Schauspieler zu tun zu haben. Das hier war verdammt echt. Dieser Mann litt. Auf seinem Kopf sah ich den Schweiß als winzige Perlen liegen. Sie glitzerten, und ich wandte meinen Blick wieder ab, um auf die Hand zu schauen.

Ein Buchstabe entstand.

Es war ein W.

Er atmete schwer. Die Laute drangen keuchend über seine Lippen. Hin und wieder schüttelte er den Kopf, als wollte er etwas abwehren, das ihn bedrängte.

Dann schrieb er weiter.

Ein I.

Wir ließen ihn jetzt in Ruhe. Helfen konnten wir ihm nicht. Diesen Kampf mußte er allein ausfechten. Es schien alles daraufhinauszulaufen, daß sein Geistführer nicht so wollte, wie er, Bucci, es gern gehabt hätte. Deshalb diese Schwierigkeiten.

Er hatte zu leiden. Es war ihm gelungen, zwei Buchstaben zu Papier zu bringen. Nur ergaben diese beiden noch keinen Sinn. Wir brauchten einen dritten und einen vierten oder noch mehr.

Er schaffte den dritten. Es war der Buchstabe K! Ich überlegte, auch Bill flüsterte das, was er bisher lesen konnte. »Wik...«

Ich blickte plötzlich durch. Die drei Buchstaben reichten. Wenn ich noch zwei weitere hinzufügte, hatte ich den Beweis. Wikka!

In diesem Augenblick schrieb er die letzten beiden Buchstaben. Wir schauten auf das Papier, sahen das Schiff und darunter in Versalien den Namen, den Bill und ich nur zu gut kannten.

WIKKA

»Ich habe es geschafft«, stöhnte er. »Ich habe es geschafft.« Er warf sich zurück, schleuderte den Federhalter auf die Schreibtischplatte. Er hatte sie kaum berührt, als das Schreibgerät mit einem platzenden Laut zerbrach.

Hervor spritzte Blut!

Sie saßen sich gegenüber, starrten sich an und hatten beide schreckliche Angst, obwohl es keiner von ihnen zugeben wollte. Jerry Malt dachte nicht mehr daran, sich zu reinigen. Das Blut war allmählich getrocknet. Es klebte in seinem Gesicht, an der Kleidung, den Händen.

Aber es war kein Menschenblut!

Irgendeine andere Masse, über die er nichts wußte. Ihm war nur klar, daß er vom Regen in die Traufe geraten war, und das im wahrsten Sinne des Wortes.

»Sagen Sie doch was!« fuhr er den Wirt an. »Ich halte diesen Mist hier nicht mehr aus!«

Hugol kicherte. »Was soll ich denn sagen? Da gibt es nichts. Es ist vorbei. Zu Ende. Schluß. Fertig. Der Fluch der Esmeralda hat uns eingeholt. Das Hexenschiff ist da.«

»Ja, in den Wolken.«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Haben Sie eine Ahnung! Es bleibt nicht am Himmel. Es wird zurückkommen.« Er deutete mit dem

ausgestreckten Zeigefinger nach unten. »Auf die Erde, das kann ich Ihnen versprechen, Mister. Auf die Erde.«

Malt stand auf. Dabei schaute er zum Fenster und stellte fest, daß es noch immer »Blut« regnete. »Wenn ich wüßte, was das für ein verdammt Zeug ist!« schrie er und ballte die Hände. Scharf drehte er sich zu Hugol herum. »Was ist das?«

»Blut!«

»Nein, das kann es nicht sein.«

»Dämonenblut.« Der Wirt sprang auf. Seine nächste Bemerkung hörte sich fauchend an. »Das Blut von Hexen. Widerlich, ich weiß. Widerliches Hexenblut...«

»Fehlt nur noch, daß die Hexen hier auf einem Besen reiten«, bemerkte Jerry Malt. »Möglich ist alles.«

»Ich glaube auch nicht an das verdamte Schiff in den Wolken. Eine Einbildung.«

»Sie haben es doch selbst gesehen.«

»Na und?«

Die Nerven der beiden Männer waren längst kaputt. Der Wirt und Jerry Malt starrten sich an wie zwei Kampfhähne. Der eine wollten den Worten des anderen nicht trauen.

»Dann schauen Sie doch nach!« sagte Hugol. »Sehen Sie sich das Schiff an. Es ist bestimmt noch da, es wird so lange bleiben, bis der Fluch und die Rache erfüllt sind. Unsere Vorfahren haben Schuld auf sich geladen, und wir allein müssen dafür den Kopf hinhalten und es büßen.«

»Wieso denn?«

Der Wirt winkte ab. »Das ist eine verdammt lange Geschichte. Da Sie mir sowieso nicht glauben, brauche ich sie Ihnen auch nicht zu erzählen.«

»Dann lassen Sie es eben!« knirschte Malt.

»Klar.«

Jerry Malt warf dem anderen noch einen giftigen Blick zu. Dieser Wirt paßte ihm überhaupt nicht. Die beiden Männer waren einfach zu verschieden. Zudem befanden sie sich in einer außergewöhnlichen Streßsituation. Da ging einer dem anderen auf die Nerven, und so etwas war gefährlich. Es konnte sehr leicht zu Konfrontationen kommen, wenn sie nicht achtgaben.

»Geben Sie einen aus?« fragte Malt.

Hugol drehte sich um. »Machen Sie doch, was Sie wollen, zum Henker! Meinetwegen besaufen Sie sich. Wir haben sowieso nicht mehr lange zu leben.«

»Sie vielleicht. Ich habe mit dem komischen Fluch oder dieser Rache nichts zu tun.«

»Daß Sie sich da mal nicht täuschen«, sagte Hugol und begann zu lachen. »Mitgefangen, mitgehängen.«

Jerry Malt schaut sich die Flaschen an. Es war der übliche Whisky. Nichts Besonderes. Da griff er lieber zu dem, den er verkaufte. Die Flasche stand griffbereit.

»Wollen Sie wirklich keinen?«

»Nein!«

»Na ja, selbst schuld.« Malt schenkte sich nicht zu knapp ein. Er brauchte einfach einen kräftigen Schluck nach diesen verdammt Aufregungen, die hinter ihm lagen.

Anders der Wirt. Wie ein Häufchen Elend hockte er auf der Tischplatte und starre zum Fenster. »Ich glaube, es hat aufgehört zu regnen.«

»Was sagen Sie?«

»Es regnet nicht mehr.«

Jerry Malt senkte das Glas. »Dann ist ja alles klar. Vielleicht haben wir uns den komischen Blutregen wirklich eingebildet.« Er lachte wie J. R.

»Nichts ist klar.« Hugol war heftig herumgefahren.

»Sie nehmen die Sache viel zu leicht.«

»Wieso?« Jerry nahm einen kräftigen Schluck. Den konnte er gebrauchen.

»Soll ich es Ihnen zeigen?«

»Draußen?« fragte Malt zurück.

»Jawohl. Draußen. Die Straße wird leer sein. Die Menschen bleiben in den Häusern. Es ist das Beste, was sie machen können. Wenigstens so lange, bis sie geholt werden.«

»Verstehe ich nicht.«

»Die Hexen werden uns auf ihr Schiff holen. Ist doch klar. Der alte Fluch...«

»Hören Sie doch damit auf!« Jerry deutete auf eines der Fenster.

»Außerdem können Sie nicht viel sehen.«

»Sie auch nicht. Da klebt Blut an Ihrer Brille.«

»Danke für den Tip«, erwiderte Malt und leerte das Glas. Er nahm die Brille ab, holte ein Taschentuch hervor und wischte die beiden Gläser sauber.

Plötzlich begann der Wirt zu lachen. »Los, gehen Sie zur Tür und öffnen Sie. Schauen Sie doch nach, wie es draußen aussieht. Beeilen Sie sich, Mr. Malt!«

Jerry setzte seine Brille wieder auf. »Ja, das werde ich. Darauf können Sie Gift nehmen.« Der Vertreter nickte entschlossen und wandte sich in Richtung Tür. Er hatte leichte Schwierigkeiten beim Laufen, der Whisky war einfach zuviel für ihn gewesen. Außerdem hatte er den scharfen und hochprozentigen Alkohol zu schnell getrunken.

Hugol lachte nur, als er den leicht ondulierten Gang seines unfreiwilligen Bundesgenossen sah. Einer spöttischen Bemerkung enthielt er sich jedoch. Es hatte Ärger genug gegeben.

Drei Schritte war der Vertreter noch von der Tür entfernt, als es passierte. Von draußen wurde zweimal gegen die Tür gehämmert,

und zwar so stark, daß sie zitterte und sogar einige Scheiben wackelten. Malt blieb stehen, als hätte er die Schläge bekommen. Er drehte sich nach rechts. Die nicht mit Blut beschmierten Stellen in seinem Gesicht wurden käsig. »Wer kann das sein?«

Hugol lachte unecht. »Habe ich Ihnen doch gesagt. Die Hexen kommen, um uns zu holen.«

»Die vom Schiff, wie?«

»Ja.«

»Shit, ich sehe nach. Irgendwie muß ich ja aus dieser verfluchten Kneipe kommen, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich.«

Jerry Malt hob die Schultern. Für ihn war es jetzt ernst geworden. Er konnte sich keinen Rückzieher mehr erlauben. So sicher, wie er sich gab, war er in Wirklichkeit nicht. Jerry hatte Mühe, ein Zittern seiner Hände zu unterdrücken. Noch nie in seinem Leben war es ihm so schwer gefallen, eine Tür zu öffnen.

»Na, wollen Sie nicht?«

»Kommen Sie doch mit.«

»Keine Sorge, ich werde schon hinausschauen.«

Jerry wollte endlich Klarheit haben. Eine Waffe hätte er sich gewünscht. Die lag im Auto. Im Handschuhfach hielt er die Gaspistole versteckt. Er hatte sie einmal von einem Kunden als Pfand genommen, als der Mann nicht zahlen konnte. Er drückte die Klinke nach unten. Die Tür ließ sich etwas schwer aufziehen. Jerry schaffte es trotzdem. Er schaute nach draußen, und eigentlich hätte Tag sein müssen. Das war es nicht. Es war eine seltsame Stimmung. Sie lag, wenn man sie in Worte fassen sollte, wie zwischen Tag und Traum. Keine Geräusche, eine unheimliche Stille, auch das Rauschen des Blutregens war nicht mehr zu hören, und dennoch gab es etwas, das in der Nähe lauerte.

Über den Körper des Vertreters rann eine Gänsehaut nach der

anderen. Er holte tief Luft und schmeckte die Luft. Sie besaß einen komischen Geschmack. Zwischen süß und bitter.

Jerry Malt streckte den Kopf vor und schaute nach rechts. Er erwartete, eine Gestalt zu sehen, schließlich wollte er wissen, wer gegen die Tür geschlagen hatte, aber er sah niemand.

Es schien doch ein Geist gewesen zu sein.

Malt starrte auf die Straße.

Es hatte Blut geregnet. Normalerweise hätte die Fahrbahn hellrot sein müssen. Das war nicht der Fall. Die Straße zeigte eine rotbraune Farbe. Zudem hatte die Flüssigkeit den Belag in einen dicken Schlamm verwandelt.

Der Wirt war näher an den Vertreter herangetreten. Er blies Jerry den warmen Atem in den Nacken. »Na, sehen Sie etwas?«

»Nein, nichts...«

»Auch nicht dag Schiff?«

Jerry Malt schaute in die Höhe. Am Himmel trieben die Wolken. Nur waren sie nicht mehr grau, jetzt hatten sie einen rötlichen Schein angenommen, als würde sich noch mehr Blut in ihnen befinden. »Da ist jedenfalls nichts.«

»Und auf der anderen Seite?«

»Links meinen Sie?«

»Ja, verdammt!«

Jerry Malt war mutiger geworden, da ihm keine direkte Gefahr drohte. Er ging sogar einen Schritt nach vorn, um danach den Kopf zu drehen. Der Laut, der über seine Lippen drang, war zwar leise, er wurde dennoch von Hugol gehört. Nun hielt auch den Wirt nichts mehr in seiner Gaststätte.

Er drückte Jerry Malt zur Seite und schaute ebenfalls die Dorfstraße hinab.

»Gott!« keuchte er. »Mein Gott, es ist da! Das verdammt Hexenschiff ist gelandet...« Danach wurde er grau vor Angst!

Ich war zur Seite gesprungen, als der Füllfederhalter detonierte, und so hatte mich das Blut nicht getroffen. Kein Spritzer bedeckte meine Kleidung. Bill erging es ebenso. Nur auf dem Schreibtisch lag eine Lache, die aussah wie klebrige Farbe.

Wir hatten noch nichts begriffen. Der Fall war zu undurchsichtig. Ein Name allerdings stand fest.

Wikka!

»Aber die Hexe ist tot«, hörte ich Bill flüstern, der die ähnlichen Gedankengänge verfolgte.

Ich nickte und dachte gleichzeitig zurück. Da hatte es einen Planeten der Magier gegeben, auf dem ich gefangen gewesen war, zusammen mit meinen Freunden. Auch Wikka, die sich in das Spiel hatte einmischen wollen, war in die Falle geraten.

Wir alle sollten in glühenden Schlingen gehängt werden. Suko rettete uns, doch Wikka ließ er hängen.[1]

Da genau hakte es bei mir ein. Wir hatten sie in der Schlinge gesehen, und wir hatten erlebt, wie sie vernichtet worden war. Danach hörten wir auch nichts mehr von ihr, denn Jane Collins übernahm gewissermaßen die Regie, da es ihr gelungen war, den Würfel des Unheils an sich zu nehmen. Das Verhältnis zwischen ihr und Wikka war unerträglich geworden, denn die Oberhexe hatte ihre gelehrtigste Schülerin als Verräterin bezeichnet. Das alles fuhr mir durch den Kopf, daran dachte ich, und ich hatte Wikka auf gewisse Art und Weise schon vergessen, bis dieses hier passierte und ich wieder voll mitmischte in einem Hin und Her um reine Hexenmagie.

Wir besaßen zwei Hinweise. Ein Schiff und den Namen Wikka. Zwei Dinge, die wir irgendwie miteinander in Einklang bringen mußten. Frage sich nur, wie wir das schaffen wollten.

Ich schaute auf Flavio Bucci. Er war nach vorn gesunken, hatte auch den Kopf gesenkt, und die Stirn berührte die Platte des

Schreibtisches. Er saß da wie ein Toter, und ich fühlte sicherheitshalber nach seinem Puls. Da war alles in Ordnung.

»Ich werde ihm ein Glas Wasser holen«, sagte Bill Conolly und verschwand aus dem Raum.

Die Idee war nicht schlecht. Ich wollte den Geisterschreiber nicht so sitzen lassen, faßte ihn an den Schultern und zog ihn zurück, so daß er mit dem Rücken gegen die Lehne fiel. Auch sein Kopf bewegte sich nach hinten. Er wurde von der hohen Rückenlehne jedoch gut aufgefangen.

Als ich in Buccis Gesicht schaute, stellte ich fest, daß der Mann nicht bewußtlos, aber unwahrscheinlich erschöpft war. Die letzte Beschwörung mußte tatsächlich bis hart an den Rand seiner Leistungsfähigkeit gegangen sein. Oder schon darüber.

»Können Sie mich hören, Mr. Bucci?« fragte ich ihn. Er stöhnte nur.

Bill kam zurück. In der Hand hielt er ein Glas Wasser. »Und?« fragte er mich.

»Bucci ist nicht bewußtlos.«

»Ein Glück.« Bill stellte das Glas ab. »Wie geht es ihm sonst?«

»Er ist ziemlich fertig.« Ich stand näher an Bucci, nahm das Glas, hielt es gegen die Lippen des Mannes und kippte es ein wenig, so daß die kalte Flüssigkeit die Lippen berühren konnte.

Das löste bei Bucci die Schluckreaktion aus. Er trank automatisch, auch wenn Wasser an seinen Mundwinkeln entlangrann und sein Kinn benetzte. Die Flüssigkeit erfrischte ihn, er öffnete die Augen und schaute uns mit einem Blick an, der uns zu erkennen gab, daß Bucci gar nicht wußte, wie er uns einstufen sollte.

Da fiel mir der Hund ein.

Ich bückte mich und schaute unter den Schreibtisch. Das Tier lag ruhig. Es sah mich aus großen Augen an, ansonsten tat es nichts.

Bill hatte inzwischen dafür gesorgt, daß Bucci sein Glas leerzte. Es ging ihm auch wieder besser, sein Blick hatte sich geklärt, und er

wußte Bescheid, wer wir waren.

»Sind Sie jetzt überzeugt von mir?« fragte er mich.

»Ja, Mr. Bucci.«

»Dann bin ich zufrieden.«

»Wie fühlen Sie sich?«

Er grinste, hob die Arme und fuhr über seinen kahlen Kopf. Dabei fiel sein Blick auf den Schreibtisch. »Blut!« flüsterte er. »Verdammt, wo kommt es her?«

»Ihr Füller, Mr. Bucci«, sagte Bill.

»Er ist zerstört?«

Wir nickten.

»Das war die Kraft aus dem Jenseits«, hauchte er. »Ich habe es gewußt. Ich näherte mich einer gefährlichen Grenze. Schon seit Tagen war mir dies klargeworden.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es gibt Hinweise, da soll man aufhören«, erklärte er uns. »Jeder stößt an Grenzen. Das gilt für mich ebenso wie für Sie beide. Ich habe meine Grenzen trotzdem überschritten. Das war ein Fehler.«

»Ihre Grenze hatte einen Namen«, sagte ich. »Wikka! Kennen Sie ihn? Haben Sie damit schon zu tun gehabt?«

»Nein.«

»Aber wir kennen den Namen Wikka. So nennt sich eine gefährliche Hexe, die zum Glück verstorben ist.«

»Damit hatte ich noch nie etwas zu tun.«

»Jetzt hat sie sich aus dem Jenseits gemeldet!« stellte Bill fest. »Ist Ihnen das zum erstenmal passiert?«

»Ja. Ich verspürte schon vor Tagen, daß etwas in der Luft lag. Nur konnte ich es nie definieren. Keiner hat mir die Chance gegeben. Erst Ihr Besuch machte mir dies möglich.«

Ich kam auf etwas anderes zu sprechen. »Sie haben da noch ein Schiff gezeichnet.«

»Ich weiß.«

»Ist Ihnen das bekannter?«

»Das ist die Esmeralda.«

Wir waren überrascht, daß er den Namen wußte. Da wir keine weiteren Fragen stellten, fühlte er sich genötigt, zu berichten. »Die Esmeralda ist ein altes Schiff. Kein besonders gutes, kein Goldfrachter, eben ein normales Schiff, auf das man jahrhundertelang Menschen verbannt hat.«

»Wo?« fragte Bill.

»An irgendeiner Küste. Ich glaube, es war in Wales. Klar, in Wales. Jetzt fällt es mir wieder ein.« Er schüttelte den Kopf. »Es war sagenhaft, wirklich. Was dort genau geschehen ist, kann ich Ihnen auch nicht mitteilen. Jedenfalls etwas Schreckliches. Ich glaube da an einen alten Fluch oder so ähnlich...«

»Wissen Sie nicht mehr?« hakte ich nach.

»Nein. Es ist noch zu früh. Ich müßte höchstens noch einen Versuch starten, doch der ginge in diesem Fall über meine Kräfte. Ich hoffe, Sie haben Verständnis!«

»Natürlich.«

Wir wußten jetzt, was die Esmeralda war. Ein altes Schiff. Vielleicht ein Hexenschiff?

Der Gedanke kam mir plötzlich, und er schien mir nicht so weit hergeholt zu sein.

Ich sprach mit Bill darüber. Auch der Reporter stimmte mir zu, und Flavio Bucci hatte unseren Dialog ebenfalls verfolgt.

»Das ist es!« rief er. »Ein Hexenschiff. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, Mr. Sinclair.«

»Woher wollen Sie es so genau wissen?«

»Weil ich das Gefühl bekommen hatte, deshalb. Es mußte mit diesem Schiff etwas passiert sein. Es hat den Kahn gegeben. Sie brauchen nur mehr nachzuforschen.«

»Das werden wir auch«, sagte ich. »Sie haben nicht zufällig irgendwelche Unterlagen zur Hand?«

»Nein.«

»Forschten Sie nie nach?«

»Schon«, gab Bucci zu. »Aber nicht besonders intensiv. Ich nahm es einfach hin, wissen Sie. Natürlich, wenn die Dinge sich zuspitzten, dann habe ich auch einige Forschungen angestellt. Ich hatte einmal Kontakt zu Shakespeare. Ich schrieb in einem sehr alten Englisch und genau in seiner Diction. Da habe ich nachgehakt. Es stellte sich heraus, daß das Diktierte der Teil eines Stückes war, das der große Meister zu Lebzeiten nie geschrieben hat. Und seltsamerweise hat er andere Passagen Kollegen oder Kolleginnen von mir diktiert. Nur haben wir das Stück nie fertigbekommen. Es besitzt auch keinen Titel.«

»Kommen wir auf das Hexenschiff zurück. Sie wissen also nicht, wo wir es finden können?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

»Wales ist groß«, gab ich zu bedenken und nahm auf einer Schreibtischkante Platz.

Bill hatte eine Idee. »Kann man die Esmeralda wohl sehen? Ist sie irgendwo erschienen?«

»Davon können Sie unter Umständen ausgehen, denn die Botschaft war sehr deutlich. Zudem hatte ich das Gefühl, daß man nichts verraten sollte, da war eine Kraft, die mich hinderte. Eben diese Wikka. Und das ist so unverständlich für mich.«

Für uns war es das nicht. Wikka war erledigt. Aber mit toten Gegnern hatte ich so meine Erfahrungen gesammelt. Für uns war nicht alles tot, was auch vernichtet worden war. Daran mußte ich während des Gesprächs immer wieder denken. Da gab es durchaus noch unerklärbare Dinge, um die wir uns kümmern mußten. Flavio Bucci bemerkte ebenfalls, daß unser Gespräch nicht mehr viel

hergab. Er wollte uns auf die höfliche Art und Weise loswerden.
»Sie werden entschuldigen, Gentlemen, aber mich hat die Sitzung
viel Kraft gekostet. Ich muß mich davon erholen.«

Dafür hatten wir Verständnis.

»Ist es schlimm, wenn ich Sie nicht zur Tür begleite?«

»Nein, Mr. Bucci. Wir finden den Weg allein. Nur etwas noch.
Sollten Sie während einer Sitzung noch einmal auf dieses Phänomen
treffen, so lassen Sie es uns bitte wissen. Es wäre besser für beide.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Wir verabschiedeten uns von ihm. Sein Händedruck war schlapp.
Die Kraft fehlte ihm einfach.

In der Diele redeten wir noch kein Wort. Erst als wir draußen
waren, fragte mich Bill: »Und jetzt?«

»Wir müssen mehr über die Esmeralda herausbekommen.«

»Das weiß ich auch. Nur frage ich mich, wo du die Informationen
hernehmen willst?«

Ich schaute in das frische Grün der Bäume. Dort sah ich die Lösung
nicht, aber ich wußte, an wen ich mich wenden konnte.

»Dann fahren wir zu einer alten Freundin. Nicht umsonst besitzt sie
ein so umfangreiches Archiv.«

Bill verstand mich. »Sarah Goldwyn?«

»Genau!«

War der Wirt vor Angst grau geworden, so tat sich bei Jerry Malt
zunächst nichts. Er stand nur da, starrte auf das Schiff und schüttelte
den Kopf, weil er es kaum fassen konnte. Das war so gut wie
unmöglich, das Schiff stand auf der Dorfstraße, und dabei hatte er es
in den Wolken gesehen. Als schwarzen Schatten, als Umriß innerhalb
der roten Glut. Er schluckte ein paarmal. Reden konnte er nicht,
während sich Hugol allmählich zurückzog und auf der Türschwelle
zitternd stehenblieb. Malt schaute das Schiff an. Daß es alt war,

erkannte er auf den ersten Blick. So baute man heute nicht mehr, so hatte man auch nicht vor hundert Jahren gebaut. Der Kahn mußte demnach noch älter sein. Und er war sehr einfach, wenn nicht primitiv. Es gab nur flache Aufbauten, einen Mast, ansonsten Ruderbänke, die innen an beiden Bordwänden angebracht waren. Dort hatten in früheren Zeiten die Sklaven oder auch die Mitglieder der Mannschaft gesessen, um das Hexenschiff in Bewegung zu halten, jetzt waren sie leer. Keine Besatzung mehr. Auch keine Knochen oder Skelette. Und doch glaubte Jerry daran, daß dieser Kahn eine Besatzung gehabt haben mußte, denn er erinnerte sich an das Klopfen gegen die Tür.

Jemand aus dem Dorf hatte es nicht sein können. Das mußte einer vom Schiff gewesen sein.

Aber wer?

Und wo steckten sie?

»Kommen Sie wieder zurück«, hörte er den Wirt flüstern. »Es ist gefährlich, sich zu nahe an dem verdammten Schiff aufzuhalten.«

»Ist doch niemand zu sehen.«

Hugol lachte. »Haben Sie eine Ahnung. Die Geister der Hexen sind nicht verschwunden.«

Jerry reagierte sofort. Dem Schiff schenkte er kein Interesse mehr, nur dem Mann. »Geister der Hexen, sagen Sie?«

»Ja.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Es hängt mit der anderen Geschichte zusammen, wissen Sie. Das Schiff ist verflucht, und wir tragen daran die Schuld.«

»Wenn Sie das so sehen.«

»Ich muß es, ich muß es.« Der Wirt hob die Schultern und zog sich in seine Gaststätte zurück.

Jerry Malt folgte ihm langsamer. Obwohl das seltsame Schiff erschienen war, dachte er nicht daran, in diesem Ort zu bleiben. Er

würde so schnell wie möglich verschwinden. Allerdings fühlte er sich ohne Waffe immer ein wenig hilflos, und er wußte aus seinen Besuchen auf dem Lande, daß zahlreiche Bewohner Waffen im Haus hatten. Vielleicht auch dieser Wirt.

Jerry Malt fragte danach.

Hugol war überrascht. »Sie wollen eine Waffe?«

»Ja, ein Gewehr, eine Pistole, einen Revolver oder was weiß ich nicht alles.«

»Und dann?«

Malt wurde wieder sauer. »Ich will mich nur wehren können.«

»Gegen wen?«

Der Vertreter verdrehte die Augen. »Sagen Sie mal, Mister, sind Sie so dumm, oder tun Sie nur so? Gegen wen soll ich mich schon wehren? Gegen die Besatzung, falls es eine gibt und gegen Leute, die einfach zu dumme Fragen stellen.«

Auf die letzte Bemerkung ging der Wirt erst gar nicht ein. »Was Sie vorhaben, kann ich nicht gutheißen, wirklich nicht. Außerdem würden Sie nichts erreichen.«

»Wieso nicht?«

»Geister kann man nicht erschießen. Sie sind schon tot. Wissen Sie das nicht?«

Jerry lachte. »Im Prinzip nicht. Aber ich kann es. Ich will mich wehren, wenn es eben möglich ist.«

»Bleiben Sie hier.« Hugol kam vor und rang die Hände. »Erweisen Sie sich selbst den Gefallen. Vielleicht haben Sie Glück. Vielleicht habe ich auch Glück, und wir überstehen es gemeinsam.«

»Haben Sie nicht vorhin gesagt, daß sich die komischen Geister rächen wollen?«

»Ha, das habe ich Ihnen gesagt. Nur werden sie es nicht an allen Bewohnern tun. Einige haben bestimmt die Chance, davonzulaufen.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Die Geschichte.«

Jerry Malt lachte nur und winkte ab. »Wenn ich mich auf Sie verlassen soll, bin ich verlassen. Nein, nein, ich sehe das ganz anders, wie Sie sich bestimmt denken können. Deshalb möchte ich Sie bitten, mir eine Waffe zu geben, falls Sie eine im Haus haben. Ich bezahle sie auch.«

»Ich kann Sie nicht in Ihr Unglück rennen lassen«, erwiderte Hugol. »Es wäre mir ja egal, wir sind nicht befreundet, Sie sind ein Fremder, aber das geht leider nicht.«

Malt winkte scharf ab. »Jetzt machen Sie sich nur nicht lächerlich. Ich bin kein kleines Kind mehr. Ich weiß, wie man mit einer Kanone umgeht. Wie ich Ihren letzten Worten entnommen habe, besitzen Sie eine Waffe.«

»Das schon...«

»Na also. Was ist es? Eine Pistole? Ein Gewehr?«

»Gewehr.«

»Gut. Her damit.«

»Ich kann Ihnen nicht sagen, ob es funktioniert. Ich habe es gefunden. Es ist eine alte Waffe. Stammt noch aus dem Krieg, wie ich hörte. Ein Karabiner.«

»Egal, geben Sie ihn her!«

Seufzend atmete der Wirt ein. Er hatte inzwischen erkannt, daß der Mann nicht zu überzeugen war. Um jedoch allem Ärger aus dem Weg zu gehen, hatte er sich auch entschlossen, dem anderen das Gewehr zu überlassen. Zu belehren war er nicht. Sollte er selbst in sein Unglück rennen. Wenn er noch länger blieb, gab es nur Streit. Hugol nickte entschlossen. »All right, Mr. Malt, Sie haben mich überzeugt. Ich hole Ihnen das Gewehr.«

»Prächtig. Wir verstehen uns.«

Hugol drehte sich um, ging hinter den Tresen und verschwand dort. Jerry Malt hörte, wie eine Tür aufgezogen wurde. Wenig später

tauchte der Wirt wieder auf. Den Karabiner hielt er mit beiden Händen fest. »Das ist das Gewehr.«

»Ich sehe es. Haben Sie auch Munition?« Malt fragte es, als er Kurs auf die Theke nahm.

»Ja, es ist geladen.«

»Und Ersatz?«

»Habe ich nicht.«

Der Vertreter nahm das Gewehr entgegen, schaute sich die Waffe an und nickte zufrieden. »Sie scheint in Ordnung zu sein. Haben Sie sie immer gut gepflegt?«

»Das versteht sich.«

»Um so besser.« Jerry Malt nickte. »Ich gehe jetzt und verlasse das Dorf, Mister.« Er schaute den Wirt noch starr an. »Ihnen wünsche ich Glück!«

»Danke. Aber Ihre Chancen sind nicht besser, Mr. Malt.«

»Das wird sich herausstellen.« Ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen, drehte sich der Vertreter um und verschwand. Er wollte sich auch nicht mehr reinigen, das konnte er unterwegs erledigen. An einem Bach. Wieder zog er vorsichtig die Tür auf, schaute nach draußen und stellte fest, daß sich nichts verändert hatte. Nach wie vor stand das unheimliche Schiff auf der Dorfstraße. Auch die Einwohner blieben in den Häusern. Die Kerzen in den Fenstern waren verloschen. Eine trügerische, unheimliche Ruhe lag über dem Ort. Am Himmel segelten graue Wolken, die der Wind in Richtung Osten trieb. Es war wieder kälter geworden. Malt fröstelte.

Er wandte sich nach rechts, weg von dem Schiff. Er mußte nur um das Haus herumgehen, um den Parkplatz zu erreichen. Einsteigen, abfahren und diesen Alptraum hinter sich lassen. Über den Vorfall wollte er mit keinem anderen reden. Die meisten Leute hätten ihn sowieso nur ausgelacht und für einen Spinner gehalten.

Vorsichtig setzte er Schritt für Schritt. Der Karabiner war ziemlich

schwer. Malt hielt ihn mit beiden Händen fest. Die Mündung zeigte stets nach vorn, denn der Vertreter war bereit, bei der geringsten verdächtigen Bewegung zu schießen. Er würde sein Leben so teuer wie möglich verkaufen und nicht so ein Angsthase sein wie der Wirt. Der Boden unter ihm war weich. Der seltsame Regen hatte dafür gesorgt. Malt fragte sich, ob es wirklich Blut gewesen war, so recht wollte er daran nicht glauben.

Bestimmt kein Menschenblut!

Das konnte einfach nicht vom Himmel regnen. Mochte der Wirt glauben, was er wollte, Jerry Malt dachte trotz der unerklärlichen Vorgänge noch immer realistisch.

Und so ging er weiter. Vorsichtig, lauernd, ständig auf dem Sprung, um blitzschnell reagieren zu können.

Am meisten fiel ihm die Stille auf. Da regte sich nichts. Niemand sprach ihn an, er hörte kaum Geräusche und sah auch keine Spur von den Hexen, die Hugol eine so große Angst eingejagt hatten. Noch bewegte er sich parallel zur Hauswand und blieb plötzlich stehen, als er das Geräusch hörte.

Wieder das dumpfe Klopfen gegen eine Tür oder Wand. Diesmal nicht in seiner Nähe, sondern weiter entfernt. Auch auf der gegenüberliegenden Seite der Straße und vielleicht hinter den Fassaden der Häuser. Ihm drohte keine unmittelbare Gefahr.

Was tun?

Sollte er hinüberlaufen und versuchen, reinen Tisch zu machen? Sich endlich dem Problem stellen?

Nein, was ging es ihn an? Er war ein Fremder und wollte nur so rasch wie möglich dieses verdammte Dorf verlassen.

Deshalb lief er schneller. Ob er gehört wurde oder nicht, das war ihm egal.

»Du entkommst uns nicht...«

Eine scharfe böse Stimme hatte die Worte gesprochen. Sie drangen

wie ein Zischen an das Ohr des Vertreters. Jerry Malt blieb stehen, als wäre er vor eine Wand gelaufen. In seinem Nacken spürte er das kalte Gefühl, die Gänsehaut bildete sich dort und rann nach unten. Jetzt kam die Angst.

Jerry Malt wußte genau, daß die Stimme ihn gemeint hatte. Eine andere Person befand sich nicht auf der Straße. Er glaubte auch nicht daran, daß sich irgendein Bewohner getraut hatte, sein relativ sicheres Haus zu verlassen.

Es drängte ihn, eine Gegenantwort zu geben. Er wollte die Stimme noch einmal hören, um dann schießen zu können. Die Unsichtbare tat ihm den Gefallen nicht.

Jerry Malt dachte wieder an seine Flucht. Er verbannte das Gehörte aus einem Gehirn und beeilte sich noch mehr, um das Haus endlich zu umrunden. Wenn er erst in seinem Wagen hockte, ging alles besser. Hoffentlich...

Endlich sah er den Platz. Auch dort hatte der Regen den Boden aufgeweicht. Zum Glück nicht so schlimm, daß der Volvo aus dem Schlamm nicht herausgekommen wäre. Zudem war er beladen, da brachte er mehr.

Mit langen Schritten lief Jerry Malt seinem Fahrzeug entgegen. Er hatte Furcht, in seinem Nacken spürte er weiterhin das Ziehen, und sein Magen lag wie ein Klumpen im Körper.

Das mußte doch zu schaffen sein.

Ja, er schaffte es. Das Gewehr legte er auf das Autodach, als er nach dem Zündschlüssel suchte. Jerry Malt war ein Mensch, der alles genau plante. Auch der Autoschlüssel befand sich wie immer in seiner rechten Hosentasche.

Hastig zog er ihn hervor.

Tür öffnen, einsteigen, im letzten Augenblick fiel ihm ein, daß sein Gewehr noch auf dem Autodach lag. Hastig riß er es an sich und legte es auf den Beifahrersitz.

Seine Hände zitterten, als er den Zündschlüssel ins Schloß steckte. Er drehte zweimal am Lenkrad, so daß auch dessen Schloß ausrastete. Jetzt konnte er starten.

Sprang der Wagen an?

Jerry Malt rechnete mit dem Schlimmsten und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er das vertraute Geräusch der Maschine vernahm. Das war noch einmal gutgegangen.

Malt hätte jubeln können. Alle weiteren Bewegungen führte er automatisch durch.

Es klappte wie am Schnürchen. Nach vorn konnte er nicht fahren. Wenn er den Hinterhof verlassen wollte, mußte er drehen und zurücksetzen. Das versuchte er. Beim ersten Anlauf klappte es nicht, da drehten die Räder noch durch, denn der verdammte Schlamm war tiefer, als Jerry Malt angenommen hatte. Er mußte ein wenig vorsichtiger mit dem Gaspedal und der Kupplung umgehen.

Es lief gut, als er sich daran hielt.

Über Jerry Malts Lippen huschte ein erleichtertes Lächeln. Er würde dem Schrecken entkommen, so wie er es dem Wirt versprochen hatte. Nichts hielt ihn noch auf. Die verfluchten Hexen, von denen er bisher noch nichts gesehen hatte, konnten ihm gestohlen bleiben. In wenigen Minuten hatte er den Ort hinter sich gelassen, da gab es dann keine Esmeralda mehr oder wie dieses verdammte Hexenschiff hieß. Der Vertreter wendete den Volvo. Die Schnauze zeigte jetzt nach vorn. Er kam gut durch den Schlamm, die Reifen waren noch neu und griffig. Da sah er die Gestalt.

Sie stand plötzlich da und versperrte ihm den Weg. Ein unheimliches Wesen, eine Ausgeburt der Hölle. So etwas hatte er noch nie zu Gesicht bekommen. Malt war so überrascht, daß er vom Gas ging, dann aber verzerrte sich sein Gesicht.

»Warte, du verdammtes Biest. Ich fahre dich über den Haufen. Ich nagele dich in den Schlamm! Mit mir macht ihr so etwas nicht.«

Speichel sprühte aus seinem Mund und blieb an der Frontscheibe in kleinen Tropfen kleben. »Nicht mit...«

Das letzte Wort verschluckte er, denn es war etwas eingetreten, womit er niemals gerechnet hatte.

Der Motor streikte.

Plötzlich war das Geräusch nicht mehr zu hören. Der Volvo rollte noch ein paar Schritte, bevor er auslief und einfach stehenblieb wie ein störrischer Esel.

Jetzt hatte Malt Zeit!

Aber Zeit des Horrors. In den nächsten Sekunden erlebte er zum erstenmal eine schreckliche Magie, die er sich überhaupt nicht erklären konnte.

Er saß da, dachte nicht mehr an sein Gewehr und schaute nur durch die Scheibe, auf der noch ein schmutziger Film aus braunroter Farbe lag, aber nicht so dicht, als daß er ihm den Blick verwehrt hätte. Die Gestalt war eine Frau!

Alt, häßlich, widerlich. Wobei er den Begriff alt nicht unbedingt mit den beiden anderen in einem Zusammenhang sehen wollte. Doch hier paßte es.

Und sie war bewaffnet!

Zwar hielt sie keine Schußwaffe fest, sondern einen Gegenstand, in dem Jerry Malt zunächst einen Knüppel erkannte, bei genauerem Hinsehen aber feststellen mußte, daß es sich um ein großes Ruderblatt handelte. Sicherlich gehörte es zu diesem Schiff, das aus den Wolken gekommen war.

Die Frau trug eine dunkle Kleidung. Bis zu den Füßen reichte ihr das schwarze Büßergewand. Ihr Haar bestand aus hellen Strähnen, die die Farbe von gefrorenem Wasser aufwiesen. Die Strähnen umrahmten ein Gesicht, wie es schlimmer nicht sein konnte. Eingefallen, häßlich, mit einem graugrünen Schimmer unterlegt, tief in den Höhlen liegenden Augen, einem verkniffenen Mund und einer

Haut, die wie altes Leder wirkte.

Eben eine Hexe!

In den Sekunden, die Jerry Malt blieben, hatte sich für ihn ein Weltbild verändert. Zum erstenmal erkannte er, daß es tatsächlich Monstren gab, die man als Hexen bezeichnen konnte und diese Gestalten nicht der Phantasie irgendwelcher Geschichtenerzähler entsprangen. Die Hexe hielt das Ruder schräg vor ihrem Körper. Sie tat nichts. Sie stand nur da.

Und auch der Wagen stand.

Malt wollte es nicht glauben, daß der Motor nicht mehr ansprang und vielleicht durch von ihm unkontrollierte Kräfte beeinflußt worden war. Er schrieb es seiner eigenen Ungeschicklichkeit zu und versuchte es erneut. Den Zündschlüssel drehte er einmal, zweimal. Es tat sich nichts. Er hörte nur das Klingeln der drei an seinem Bund hängenden Schlüssel. Dann war Schluß.

In dieser verrückten Situation fiel ihm ein Spruch ein, der er einmal gelesen hatte.

Magie läßt alle Uhren stehen. Sie ist stärker als die Technik. Das erlebte er nun am eigenen Leibe. Die Magie hatte ihm tatsächlich bewiesen, zu was sie fähig war.

Daß die Hexe so vor ihm stand, hatte einen einfachen Grund. Sie würde ihn nicht entkommen lassen. Mitgefangen, mitgehängen. Wieder einmal traf das Sprichwort zu.

Plötzlich drehte Jerry Malt durch. Er hielt es einfach nicht mehr aus. Mit beiden Fäusten hämmerte er auf den Lenkradring, schrie, tobte und schüttelte den Kopf.

»Verdammtd, da muß doch etwas passieren!« brüllte er, wobei seine eigene Stimme in den Ohren gellte. Es passierte auch etwas. Die Hexe kam!

Sie hatte ihrem Opfer bewußt Zeit gelassen, sich auf sie einzustellen zu können. Die Schonfrist war nun vorbei. Ihre Kutte schwang, als

sie die ersten kleinen Schritte ging, wobei sie die Füße wie trippelnd voreinandersetzte. Auch die Arme blieben nicht ruhig. Die Gestalt schwang das Ruder, und dem Mann wurde klar, was die andere damit vorhatte. Noch besaß er Zeit, so daß er wieder versuchte, den Wagen zu starten. Es tat sich nichts. Der Volvo blieb einfach stehen, weil der Motor nicht mehr mitspielte.

Die Zerreißprobe für Malts Nerven steigerte sich. Jerry schaute nach links.

Dort lag das Gewehr!

Der Karabiner schien ihn aufzufordern. Nimm mich! Los, du mußt schießen! Du hast mich geholt, jetzt kannst du zeigen, daß du dich nicht so einfach fertigmachen läßt.

Die Hand des Vertreters klatschte auf den dunklen Kolben. Fünf Finger griffen zu, als er den Karabiner auf seinen Schoß zog. Er merkte, wie er zitterte.

Verdammtd, weshalb zittere ich? fragte er sich. Behalte die Nerven, Junge, dann passiert dir nichts.

Jerry Malt war so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er auf die Hexe nicht mehr hatte achten können. Als er wieder durch die verschmierte Scheibe schaute, sah er sie so dicht am Wagen stehen, daß ihre Knie bereits die breite Rammstoßstange des Schwedenautos berührte.

Etwas hatte sich an der Haltung der Hexe verändert. Die Arme schwebten jetzt über dem Kopf, und damit auch die Ruderstange. Im nächsten Augenblick rasten sie nach unten.

Er sah es wie in Zeitlupe. Das Aufstreifen des harten Holzes auf das Blech. Die Beule, die entstanden war, und Jerry Malt spürte den Treffer, als hätte man ihn selbst geschlagen. Jetzt war ihm alles egal. Er rammte die Fahrertür auf, angeschnallt hatte er sich nicht, und stürzte aus dem Wagen.

Als er stand, schlug die Hexe bereits zum zweitenmal zu. Diesmal

noch härter, und sie hämmerte die Beule tiefer in die lange Kühlerhaube des Volvo.

Noch nie im Leben hatte der Vertreter auf einen Menschen geschossen. Auch jetzt zögerte er einen Augenblick, sagte sich dann, daß er sich in einer Ausnahmesituation befand, und als die Hexe zum drittenmal ausholte, wobei sie sich vorbeugte und gegen die breite Frontscheibe zielte, da drückte der Mann ab...

Wir nahmen beide den köstlichen Duft auf. Was bei Glenda Perkins der Kaffee war, das bedeutete für Lady Sarah der Tee. Sie konnte ihn einmalig zubereiten, und sie ließ sich auch genügend Zeit. Da kannte sie kein Pardon. Wer zu ihr kam, Tee angeboten bekam und zu hastig trank, der war bei ihr untendurch. Das wußten auch wir.

Deshalb hielten wir uns an die Spielregeln, obwohl uns eigentlich die Zeit auf den Nägeln brannte.

Zuerst hatte sie mich strafend angesehen, so daß ich schon ein schlechtes Gewissen bekam, denn ich hatte lange nichts mehr von mir hören lassen. Seit dem Abenteuer mit dem Totenvogel nicht mehr. Nun waren wir da und kosteten den Tee. Natürlich lobten wir ihn. Die Horror-Oma strahlte, und ihr Groll war vergessen.

Sie lehnte sich auf dem alten gemütlichen Sofa zurück und spielte mit ihren Ketten, die im halben Dutzend um ihren Hals hingen. »Das finde ich aber nett, daß ihr mich mal besucht. Wolltet ihr nur guten Tag sagen?«

»Auch«, gab ich zu.

Lady Sarah nickte. »Du bist fast ehrlich, mein Junge. Es gibt demnach einen wichtigen Grund.«

»So kann man es sehen, Lady Sarah.«

»Und der wäre?«

»Wikka!«

»Die Hexe?« Plötzlich funkelten ihre Augen. Wenn Lady Sarah

etwas über Magie hörte, war sie immer dabei. »Ist sie denn nicht tot? Ich meine, du hättest bei einem Anruf mal davon gesprochen.«

»Müßte sie, doch nun ist etwas passiert, daß uns daran zweifeln läßt.«

»Laß hören.« Die Horror-Oma setzte sich bequem hin und rieb ihre Hände. Ja, sie war in ihrem Element.

Bill und ich wechselten uns beim Bericht ab. Lady Sarah spitzte natürlich die Ohren. Das war genau das, was sie hören wollte. Sie war auf Schwarze Magie festgelegt und sammelte alles, was sie darüber in die Finger bekommen konnte. Wir vertrauten ihr völlig. Bei Lady Sarah brauchte man nie das Gefühl zu haben, reingelegt zu werden. Ein paarmal nickte sie, flüsterte auch Worte, aber sie störte uns nicht. Zwischendurch tranken wir Tee, und als die beiden Tassen leer waren, da hatten wir alles gesagt.

»Nun sollst du uns helfen«, fügte ich noch hinzu.

Lady Sarah hob die Hand und drückte die Fingerkuppen gegen ihr Kinn.

»Sagt nichts, ich werde allein überlegen! Ha! Ich habe es. Ihr wollt wissen, was es mit dieser Esmeralda auf sich hat.«

»Genau!«

»Ein Schiff, habt ihr gesagt?«

»Sehr richtig!« bestätigte Bill.

»Und aus Wales stammend.«

»Exakt.«

Mit einem Ruck stand Lady Sarah auf. »Das müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir es nicht finden würden.«

Wir blieben ebenfalls nicht sitzen, denn wir wußten genau, wo uns Lady Sarah hinführen würde.

In ihr Archiv unter dem Dach.

Es enthielt alles, was sich nur im entferntesten mit Horror und dessen Begleiterscheinungen beschäftigte. Angefangen bei

zahlreichen Büchern, bis hin zu den neuesten Video-Produktionen. Dieses Dach war perfekt ausgebaut.

Nur einen Fahrstuhl gab es nicht. Wir mußten die Treppen hochsteigen, wobei uns Lady Sarah mit gutem Beispiel voranging. Die dreifache Witwe war ungemein rüstig. Manchmal wurde mir ihre Energie schon unheimlich.

Der großzügig angelegte Raum unter dem Dach besaß schräge Wände. Es gab keinen freien Fleck mehr. Die zu den Wänden passenden Regale waren vollgestopft mit Büchern, und in einem Regal standen nur Videofilme. Natürlich waren auch die entsprechenden Geräte vorhanden, um die Filme abspielen zu lassen.

Lady Sarah hatte das Archiv eingerichtet, sie kannte sich auch darin aus.

»Ihr sucht also ein Schiff«, sagte sie und runzelte die Stirn. »Mal sehen, vielleicht habe ich da etwas.«

Helle Leuchten schossen ihre Lichtstrahlen gegen die Regale, die von Lady Sarah zielstrebig angeschaut und untersucht wurden. Sie fand, was sie suchte.

Drei Bücher über alte Schiffe zog sie hervor. Sie standen in einem für sie erreichbaren Regalfach. Bill und ich halfen ihr, die Bücher auf einen Tisch zu legen, um den sich eine bequeme Polstergarnitur gruppierte, denn beim Abspielen der Filme wollte Lady Sarah es gern gemütlich haben.

Jeder von uns nahm ein Buch und schaute es durch. Es handelte sich um eine Liste mit den Namen alter Gespensterschiffe. Nicht nur englische waren dabei, auch Boote, die vor Englands Küsten gesunken waren.

Es waren dicke Wälzer. Auch wenn wir zu dritt suchten, würde sicherlich eine Stunde vergehen.

Ich irrte mich, denn Lady Sarah war es, die schon nach sieben Minuten fündig wurde.

»Hier ist es!« rief sie, legte ihr Buch von den Knien wieder auf den Tisch und deutete auf eine bestimmte Stelle.

Bill und ich beugten uns vor. Gemeinsam begannen wir zu lesen. Es ging um die Esmeralda. Ein spanisches Schiff, das an der Küste von Wales gestrandet war. Die Bewohner hatten das Boot gefunden, und sie fanden auch die Ladung.

Es waren Menschen.

Frauen. Sogar Hexen, wie sich später herausstellte. Die Hexen flehten und bebten, sie doch an Land zu lassen, doch die Waliser dachten nicht daran. Sie dichteten zwar das Leck fast vollständig ab, schickten das Schiff dann wieder auf See hinaus und zündeten es sogar an. Die Schreie der Hexen hallten bis an das Ufer.

Sie schworen blutige Rache. Der Legende nach sollte das Schiff samt Inhalt in einen grauen Herbsthimmel gestiegen und in den Wolken verschwunden sein. Angeblich warteten die Menschen noch immer auf die Rückkehr der Esmeralda und auf die Rache der angeketteten Hexen.

»Es scheint wohl zurückgekommen zu sein«, bemerkte Bill, als er sich nach hinten lehnte.

»Das müßt ihr annehmen«, sagte Lady Sarah.

Ich hob eine Hand. »Fragt sich nur, was Wikka mit dieser verdammt Sache zu tun hat?«

Eine Antwort bekam ich nicht. Auch ich konnte mir keine geben. »Wie heißt eigentlich der Ort oder das Dorf, dessen Bewohner sich schuldig gemacht haben sollen?« fragte Bill.

Ich schaute sicherheitshalber noch einmal nach. »Kelgin heißt das Kaff.«

Bill schüttelte den Kopf. »Kenne ich nicht. Ihr etwa?«

Auch Lady Sarah und ich wußten keinen Bescheid. Von einem Dorf namens Kelgin hatte keiner von uns je etwas gehört. Und Wales liegt für manche sowieso am Ende der Welt.

»Wie ich euch kenne, werdet ihr den Walisern einen Besuch abstatte?«

»Richtig, Lady Sarah«, bestätigte ich. »Das werden wir auch. Zum mindesten Suko und ich.«

»Glaubst du im Ernst, daß ich hier in London bleibe?« fragte der Reporter.

Ich grinste schief. »Damit hatte ich auch nicht gerechnet...«

Jerry Malt hörte den Schuß, er spürte den Rückstoß und wartete darauf, daß die Hexe vor ihm umfiel. Er hatte sie nicht verfehlt können. Sie stand praktisch in Griffweite vor ihm, trotzdem tat sich nichts. Die häßliche Gestalt blieb auf den Beinen.

Aber die Kugel mußte getroffen haben. Jerry Malt war davon überzeugt. Seine Gedanken überschlugen sich. Er hatte zwei Phänomene innerhalb von kurzer Zeit erlebt. Zunächst das plötzliche Versagen des Motors und jetzt diesen Schuß.

Er drückte noch einmal ab. Diesmal zielte er genauer und hatte den Kopf der Gestalt im Visier.

Wohin die Kugel pfiff, konnte er nicht erkennen. Jedenfalls traf sie den Schädel nicht.

Jerry Malt war völlig von der Rolle. Er blieb stocksteif stehen und ließ das Gewehr langsam sinken. Plötzlich wollte er die Waffe nicht mehr haben. Er verfolgte sie mit seinen Blicken und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Der Lauf war verbogen!

Dicht vor der Mündung knickte er nach links weg. Dort schlug er eine regelrechte Kurve. Jerry Malt wußte genau, daß er eine völlig normale und intakte Waffe aus der Kneipe mitgenommen hatte. Und nun so etwas.

Wer hatte das getan?

Er hob den Blick, schaute in das Gesicht der vor ihm stehenden

Hexe und sah ein gemeines, häßliches Grinsen. Ein Schauer der Furcht flog über seinen Körper. Einem ersten Impuls folgend, wollte er den Karabiner einfach wegwerfen. Er überlegte es sich, denn daran war auch die Hexe schuld, die nicht mehr stehengeblieben, sondern auf ihn zuging. »Ich kriege dich!« raunte sie dabei. »Ich kriege dich. Du brauchst gar nicht erst wegzulaufen oder dich zu verstecken. Das hat keinen Sinn. Ich bin stärker als du. Viel, viel stärker.«

Das glaubte Jerry ihr aufs Wort. Dennoch wollte er sich nicht so einfach aufgeben. Die Angst mobilisierte gleichzeitig den Widerstandswillen in ihm.

Ja, er mußte kämpfen! Er würde dieser verdamten Hexenbrut beweisen, daß es nicht so einfach war, gegen ihn anzutreten. Mit dem Gewehr konnte er nicht mehr schießen, dafür reichte es ihm als Schlagwaffe völlig aus. Dieser Gestalt wollte er den Schädel einschlagen, und er drehte die Waffe rasch um.

Jetzt konnte er mit dem Kolben zudreschen.

Das tat er auch. Weit hatte er ausgeholt, um den Rundschlag führen zu können, doch die Hexe war einfach nicht zu treffen. Der Hieb paffte ins Leere, obwohl die Hexe nicht ausgewichen war. Nur die Schlagrichtung hatte sich verändert. Unsichtbare Hände schienen sich um den Kolben geklammert zu haben, jedenfalls hatte der Vertreter keine Chance, die Hexe zu treffen, da die andere Kraft wesentlich stärker war. Noch einmal versuchte er es.

Diesmal erwischte es ihn an der Seite. Jerry Malt schrie auf. Er sprang nach rechts und hatte dabei das Gefühl, der Boden würde ihm unter den Füßen weggezogen. Bevor er sich versah, lag er im Schlamm, wo er sich noch überrollte und seine Brille verlor.

Jetzt konnte er schlechter sehen.

Den Gewehrlauf kantete er in den Boden und stützte sich an der Waffe ab, als er wieder auf die Füße kam.

Die Hexe hatte ihren Standplatz nicht verändert. Nach wie vor hielt

sie sich dicht in der Nähe des Volvo auf und schaute den Vertreter lächelnd an. Ihr graugrün schimmerndes Gesicht hatte sich dabei in die Breite gezogen, denn sie konnte ihren Triumph einfach nicht verhehlen. Wenn hier jemand gewann, war sie es.

Jerry Malt atmete schwer. Breitbeinig blieb er auf dem Fleck stehen, stierte auf die Hexe und schrie ihr mit verzweifelt klingender Stimme entgegen: »Verdammter Mist, weshalb bringst du mich nicht um? Oder warum läßt du mich nicht laufen? Ich habe euch nichts getan! Ich gehöre nicht zu denen hier im Dorf. Ich bin ein Fremder, verstehst du? Ein Fremder bin ich.« Er tippte mit dem Finger gegen seine Brust, um die Worte noch überzeugender darzustellen.

Die Hexe lächelte nur.

Und dieses Lächeln brachte den anderen fast um den Verstand. Es war so kalt und gleichzeitig grausam. Jerry konnte sich gut vorstellen, daß ihn die Hexe mit diesem Lächeln auf den faltigen Lippen auch in den Tod schicken würde.

»Komm her!« sagte sie plötzlich.

»Nein, nie!«

»Komm zu mir. Wir brauchen dich. Wir wollen dich lodern und brennen sehen. Los...«

Jerry dachte nicht daran. Wenn er sich jetzt in die Klauen der Hexe begab, war er verloren. Dann war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Er würde eingehen, zu Asche verbrennen, wie man ihm schon prophezeit hatte.

Deshalb stimmte er sich gegen den Befehl. Und er dachte daran, was er zuvor hatte tun wollen.

Flucht!

Weg von diesem Ort des Schreckens. Mit dem Wagen war es nicht mehr möglich. Es blieben nur seine eigene Beine. Die mußten ihn wegtragen, und wenn er rannte, bis es nicht mehr ging. Bleiben und in die Klauen der Hexe fallen, wollte er auf keinen Fall.

Deshalb warf er sich auf dem Absatz herum, um der Hexe zu entkommen. Diese Bewegung gelang ihm noch, den ersten Schritt konnte er nicht mehr tun. Da packte ihn eine starke Kraft und riß ihn von den Beinen. So hart und wuchtig, daß er bäuchlings zu Boden fiel und mit seinem Gesicht in den Staub klatschte.

Aufstehen!

Diesen Befehl gab er sich selbst. Es blieb bei dem Versuch. Die Macht der Hexe hatte auch die Kontrolle über seinen Körper bekommen. Der Boden, auf dem er lag, schien ihn festzuhalten. Dem Vertreter gelang es nicht, seinen Körper auch nur um einen Zoll aus dem Schlamm zu drücken. Das andere hielt ihn fest.

»Du gehörst mir, und du wirst mir und meinen Befehlen gehorchen«, vernahm er die Stimme des anderen. »Ich habe das Recht über dich. Ich werde bestimmen, was mit dir geschieht. Ihr Menschen seid noch hochnässiger geworden als vor Jahrhunderten.«

Der auf dem Boden liegende Mann vernahm jedes einzelne Wort überdeutlich. Ihm war klargemacht worden, wie wenig er noch ausrichten konnte. Und in den nächsten Sekunden bekam er den Beweis. Die Hexe zog ihn auf sich zu. Es war unheimlich, kaum zu begreifen, aber Jerry Malt konnte daran nichts ändern. Eine unheimliche, fremde Kraft packte ihn und zerrte ihn durch den tiefen Schlamm. Seine Füße waren der Hexe zugewandt. Rücklings trieb sie ihn über den Boden.

Nach einigen Yards hatte Jerry seine erste Panik überwunden. Er wollte sich dagegenstemmen und etwas tun, um das Schreckliche aufzuhalten. Seine gekrümmten Finger stachen in den Matsch, doch es gelang ihm nicht, sich festzuhalten.

Die andere Kraft kannte kein Pardon!

Mit dem Gesicht schleifte er über den Boden. Die Schmiere gelangte in seinen Mund und schmeckte scheußlich. Gleichzeitig verklebte das Zeug die Nasenlöcher.

Er merkte kaum, daß er in die Höhe gehoben wurde, hörte ein seltsames Rauschen und Winseln, riß die Augen endlich auf und fand sich in einer anderen Umgebung wieder.

Kein Parkplatz, kein Dorf, keine Bäume...

Dafür ein altes Deck!

Ruderbänke, Ketten, stinkendes, morsches Holz. Das alles gehörte zu einem Schiff. Jerry Malt wußte Bescheid.

Man hatte ihn auf das Hexenschiff gebracht. Das Versprechen war eingelöst worden.

Vor Angst wurde ihm schwindelig. Und wie aus weiter Ferne vernahm er die flüsternde Stimme, die abermals ein Versprechen abgegeben hatte.

»Du wirst brennen! Du wirst brennen. Ihr alle werdet brennen... wie wir damals... wie wir...«

Wales also!

Ein Land, das ebenfalls zu den Britischen Inseln gehörte, aber anders als Schottland oder das Mutterland war. Ich hatte schon öfter in Wales zu tun gehabt, doch mit dem Menschen war ich nie gut zurechtgekommen. Sie waren eben ein Schlag für sich, mit eigener Sprache. Wales war das Land der alten Burgen, Gemäuer und Schlösser. Sagen und Märchen reichten sich hier die Hand. Die Menschen erzählten sie noch heute, denn fast jeder Waliser glaubte den alten Geschichten. Wenn Hexen, Feen, Trolle und Gnome sich ein Stelldichein gaben, hörte man mit gespitzten Ohren zu und lauschte den Berichten derer, die es wissen mußten.

Die Waliser waren eben anders. Oft genug wollten sie mit den »normalen Briten« nichts zu tun haben, und vor allen Dingen nicht mit denen, die aus den Großstädten kamen wie wir drei. Ja, wir waren zu dritt gefahren. Allerdings in einem Wagen. Mein Bentley schaffte die Stecke bequem. Er war zwar nicht so schnell wie der

Porsche, doch mit breiten, gut ausgebauten Autobahnen brauchten wir in Wales nicht zu rechnen.

Wir waren am Morgen des nächsten Tages losgefahren und lösten uns gegenseitig ab, so daß sich zwei Leute immer ausruhen konnten. Wo lag Kelgin?

Auf der normalen Karte war es nicht zu finden. Auch nicht im Autoatlas. Man mußte schon auf den Spezialkarten nachschauen, um den kleinen Ort zu suchen.

Wir hatten Glück gehabt.

Kelgin lag in den Cambrian Mountains, nahe der Küste zwischen Aberayron und Aberystwyth. Der letzte Ort war auch für mich ein Zungenbrecher. Ich machte erst gar nicht den Versuch, den Namen auszusprechen.

Es gab einen großen Vorteil.

Die Küstenstraße!

Sie führte von Süden nach Norden durch Wales und war gut zu befahren, denn man hatte die großen Engpässe mittlerweile gut ausgebaut. Am frühen Nachmittag erreichten wir die Straße, fuhren sie entlang und passierten Orte, deren Namen ich vergessen habe. Zudem hätte ich sie sowieso nicht lesen können.

Manchmal sahen wir das Meer, dann versperrten uns Berge die Sicht. Es war keine eintönige Fahrt, die Gegend reizte, um aus dem Fenster zu schauen. Oft genug sahen wir einsame Gemäuer. Reste alter Burgen oder Herrensitze. Wir fuhren auf einer sogenannten Primary Route. Man hatte sie nicht nur ausgebaut, sondern an bestimmten Punkten Haltebuchtten angelegt. In eine dieser Buchten oder Aussichtsstraßen fuhren wir hinein, denn wir hatten Hunger.

Zwar befand sich kein Proviant im Wagen. Dafür stand an der Seite des Parkplatzes eine kleine Imbißbude. Betrieb herrschte kaum. Zwei Truckfahrer hatten gestoppt und aßen ihre Brote. Dazu tranken sie Limonade.

Es war kühl. Direkt frisch, keine Temperatur für den Mai, doch der Wind war sauber, die Luft klar, und wir drei pumpten unsere Lungen erst einmal voll.

Von diesem Ort aus glitt unser Blick bis zur Küste hin und auch auf das Meer hinaus, dessen Fläche graugrün schimmerte und wie dickes Glas wirkte. Unendlich erschien sie mir zudem auch noch. Am Himmel ballten sich Wolkenberge zusammen, und wenn ich den Blick über die Bergkuppen hinweg nach Norden richtete, sah ich zwei alte Gemäuer, die sich nahe des Strands trutzig in die Höhe schoben. Bei einem stand sogar noch der viereckige Turm aus alter romanischer Zeit.

»Möchtest du etwas essen?« fragte Bill.

Ich hatte an der Aussichtsmauer gelehnt und schaute mich um. »Was gibt es denn?«

»Hot Dogs, Hammelfleisch, Speck...«

Ich entschied mich für das Gericht, bei dem man am wenigsten falsch machen konnte.

»Dann die Hot Dogs.«

Bill und Sviko entschieden sich genauso. Zwar hatte ich Durst auf ein Bier. Als Autofahrer tranken wir Kaffee, der nicht schmeckte, weil er viel zu dünn war. Echter Bodensehkaffee.

Wir waren nicht in die Bude gegangen, sondern hatten auf der Mauer unsere Plätze gefunden. Auch die beiden Truckfahrer aßen noch. Dabei unterhielten sie sich.

Sie saßen zwar nicht unmittelbar neben uns, dennoch stand der Wind günstig und trieb uns ihre Worte zu. Da wir drei kauten, redeten wir selbst nicht, hörten aber zu.

»Und was war wirklich in Kelgin los?« fragte der eine Fahrer.

»Ich kann dir das nicht sagen.«

»Wieso?«

»Ich habe keinen gesehen. Leer, ausgestorben, ein verdammt

Geisterdorf. Ich sage dir, die alten Geschichten sind nicht ohne.«

Schon beim ersten verstandenen Satz der beiden hatte ich aufgehörcht. Zum Glück unterhielten sie sich in Englisch und nicht in Gälisch. Ich schluckte meine Wurst schnell hinunter und stand auf. Die beiden Trucker schauten mich skeptisch an, als ich vor ihnen stehenblieb und sich meine Freunde auch noch erhoben.

Das wirkte wie eine Verschwörung.

Meine nächsten Worte besänftigten sie ein wenig. »Sie werden entschuldigen, daß ich Sie hier anspreche. Wie ich hörte, sind Sie durch Kelgin gefahren.«

»Nur ich«, sagte ein Mann mit dunklen Haaren.

»Da wollen wir auch hin.«

Der Trucker nahm einen Schluck. »Haben Sie etwas übrig für Geisterdörfer, Mister?«

»Nein, das nicht gerade.«

»Dann tun Sie sich selbst einen Gefallen und meiden Sie das Kaff, wenn's eben geht.«

»Ist es so schlimm?«

Der Mann hob die Schultern. »Was heißt schlimm? Es war halt kein Mensch zu sehen, als ich durchfuhr.«

»Vielleicht steckten sie in den Häusern?«

Der Trucker schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall in den Häusern. Die wirkten wie verlassen. Ich bin direkt schneller gefahren. Und die Straße war eine einzige Schlammwüste.« Er suchte nach passenden Worten.

»Mit einer rotbraunen Schmiere bedeckt. Wo das Zeug hergekommen ist, möchte mal wissen.«

»Haben Sie auch keinen weglaufen sehen?« erkundigte sich Bill, der näher getreten war.

»Auch nicht. Ich habe auch keine Beweise, daß Kelgin ausgestorben ist. Ich verlasse mich nur auf mein Gefühl, wissen Sie.«

Das ist einzig und allein richtig. Ich fühlte, daß im Dorf keine Menschen mehr waren. Selbst streunende Köter habe ich nicht gesehen.« Der Mann nickte uns zu.

»Ehrlich.«

»Aber passiert ist Ihnen nichts.«

Der Fahrer begann zu lachen. »Das wäre ja noch schöner.« Er stand auf und reckte sich. »Hören Sie, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann meiden Sie Kelgin. Fahren Sie erst gar nicht hin. Denen ist bestimmt der Teufel erschienen.«

Bill grinste. »Dieser Bursche ist unsere Spezialität.«

»Ich sehe schon. Sie nehmen mich nicht ernst. Sagen Sie hinterher nur nicht, man hätte Sie nicht gewarnt. Ich habe es wenigstens versucht. Ansonsten...« Er hob die Schultern. »Na ja, ich muß jetzt weiter. Soll ein anderer die Möbel dort abliefern. Mich kriegen keine zehn Pferde mehr nach Kelgin.«

Er nickte uns noch zu und ging zu seinem Wagen. Auch der Kollege stieg wieder in den Truck. Wenig später brausten sie ab. Sie fuhren hintereinander auf die Straße und waren unseren Blicken bald entchwunden. Suko hatte sich bisher nicht eingemischt. »Das ist ein Hammer!«

Niemand widersprach.

»Wobei ich mich nur frage, wo die Menschen sein könnten«, fügte Bill Conolly hinzu.

Da konnte niemand von uns eine genaue Auskunft geben. Wir waren nur auf Vermutungen angewiesen.

»Die sind vielleicht auf dem Schiff«, erwiderte Suko, der ebenfalls über Bills Bemerkung nachgedacht hatte.

»Ja, das wäre möglich«, sagte der Reporter.

»Nur hat der Trucker von einem Schiff nichts erwähnt«, gab ich zu bedenken. »Er müßte es eigentlich gesehen haben.«

»Stimmt.«

»Dann weiß ich auch nicht, wo wir den Hebel ansetzen sollen!« Bill hob die Schultern. »Am besten in Kelgin.« Ich grinste.

»Toll kombiniert. Bist du auch satt?«

»Jetzt ja.«

Wir brachten die leeren Pappbecher zurück und klemmten uns in den Bentley. Ich war an der Reihe, den Rest der Strecke zu fahren. Einen letzten Blick warf ich vor dem Einsteigen in die Runde. Ich schaute dorthin, wo der Ort irgendwo zwischen Hügeln und Bergen liegen mußte. Zu entdecken war nichts. Nur gewaltige Wolkenberge, wobei ich über die Form einer Wolke regelrecht »stolperte«, denn sie sah aus wie ein Schiff.

Ich machte meine Freunde darauf aufmerksam. Vielleicht waren meine Nerven auch überspannt. Mal sehen, was Bill und Suko sahen. Das gleiche.

»Mensch, das ist ein Schiff, John!« flüsterte der Reporter. Ich sah die Gänsehaut auf seinem Gesicht.

Die Umrisse des Schiffes schimmerten durch den dünnen Dunst der Wolken. Sogar das Segel sahen wir. Im nächsten Augenblick zerflossen die Umrisse, und die Esmeralda war verschwunden.

»Jetzt wissen wir zumindest, wer uns erwartet«, meinte Bill Conolly.

»Klar«, erwiderte ich, »fliegende Schiffe. Ist doch mal was Neues. Oder nicht?«

Hugol, der Wirt, gab dem Vertreter nicht die Spur einer Chance. Es war Wahnsinn, die Häuser zu verlassen. Dann konnte man sich auch gleich freiwillig begraben lassen.

Nein, er würde so etwas nicht tun und im Haus bleiben. Seit dem Tod seiner Frau vor einem Jahr war er sowieso kaum aus der Kneipe gegangen. Hier fühlte er sich wohl, und was draußen passierte, das ging ihn alles nichts an. Er dachte auch an das harte

Klopfen. Es mußte so kommen, denn es war eine Aufforderung gewesen. Wer sie nicht befolgte, den würden sie holen kommen, so stand es in den alten Überlieferungen. Der Wirt hatte immer gehofft, daß nicht zu seinen Lebzeiten das verdammte Hexenschiff zurückkehren würde. Die Hoffnung war vergebens gewesen. Und die andere Seite hatte nichts vergessen, gar nichts.

Er wußte nicht, wann sie ihn holen würden. Daß sie kommen würden, war sonnenklar.

Der Gastraum, der oft so anheimelnd und gemütlich wirkte, kam ihm plötzlich kalt und leer vor. Hugol wollte nicht mehr hier unten bleiben. Vielleicht fühlte er sich oben wohler. Wenn sie kamen, sollten sie ihn da wegholen.

Hugol verließ den Gastraum durch eine schmale Tür. Er gelangte in einen Flur, an dessen Ende sich die Tür des rückwärtigen Hofausgangs befand. Kurz davor führte die Treppe nach oben.

Der Wirt brauchte kein Licht zu machen. Er kannte jeden Stein und jede Stufe.

Im Dämmern schritt er hoch. Die Holzstufen bewegten sich unter seinem Gewicht, und auch das alte Geländer ächzte, wenn er den Handlauf mal zu hart anpackte.

In der ersten Etage lagen die Wohnräume. Darüber gab es nur mehr das Dach.

Hugol drückte die schwere Eichentür des Schlafzimmers nach innen. Es war der Raum, den er seit dem Tode seiner Frau überhaupt nicht verändert hatte. Alles stand noch wie früher. Er schließt hier auch nicht, sondern auf dem alten Sofa im Zimmer gegenüber.

Auf den Möbeln lag eine dünne Staubschicht. Einmal im Monat kam ein Mädchen aus dem Dorf und putzte. Dann blieb der Wirt stets dabei und schaute zu, daß es auch nichts verstellte oder Dinge anrührte, die es nicht sollte.

Etwas war anders geworden. Er hatte auf den Nachttisch ein Bild

seiner toten Frau gestellt. In der rechten oberen Ecke war das Foto mit einem Trauerflor versehen.

»Emily«, flüsterte der Mann und blieb vor dem Nachttisch stehen.

»Emily, ich wollte immer zu dir kommen, habe mich aber nie getraut. Jetzt ist es soweit. Sie werden mich holen, denn der Fluch hat sich erfüllt. Aber das wirst du aus dem Jenseits viel besser erleben können. Bitte, warte auf mich, hole mich ab, wenn ich das Leben hier auf der Erde hinter mich gebracht habe. Stehe du am Tor und nimm mich bei der Hand, um mich in eure Welt zu begleiten.«

Er sprach oft mit dem Bild seiner Frau. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß ihn die dunkelhaarige Person mit dem runden Gesicht und dem feinen Lächeln verstehen konnte. So war es auch jetzt.

»Ja, Emily, du nickst. Ich sehe schon, du hast für mich Verständnis. Ich werde im Haus auf die Hexen warten oder ihnen die Arbeit abnehmen. Das ist auch möglich. Was meinst du? Soll ich den Strick nehmen, den ich am Tage deines Todes schon geknüpft habe? Soll ich mich erhängen? Du weißt, meine Liebe, daß mein Leben ohne dich keinen Sinn hat. Deshalb möchte ich es tun. Gib du mir einen Rat. Gib du mir deine Zustimmung, dann mache ich es.«

Auf dem Foto rührte sich nichts. Emily konnte nicht sprechen. Kein Foto redete.

Tief atmete Hugol ein. »Dann nicht«, flüsterte er. »Wenn du nicht willst?«

Er wandte sich ab und öffnete die Tür des dunklen Eichenschranks. Unter seiner Wäsche fand er den Gegenstand, den er wie einen Augapfel hütete. Es war ein Strick, und er hatte ihn bereits zu einer Schlinge geknüpft. Sie paßte genau über seinen Kopf und schmiegte sich eng an die Haut an seinem Hals.

»Sicherheitshalber?« murmelte er. »Sicherheitshalber werde ich ihn mitnehmen...« Er wandte sich wieder dem Bild seiner verstorbenen Frau zu und hob die Schultern. »Oder hast du etwas

dagegen, Emily?«

Emily schwieg...

Hugol trat an eines der beiden Fenster. Sie zeigten beide zur Straße hinaus. Die Gardinen waren grau, aber Hugol hatte keine Lust, sie zu waschen oder waschen zu lassen. Seit Emily nicht mehr war, kümmerten ihn diese Dinge nicht.

Er schob die eine Gardinenhälfte zur Seite, damit er durch die Scheibe schauen konnte.

Auch an ihr klebte die rote Schmiere. Sie hatte lange Streifen hinterlassen, die nun eingetrocknet waren. Hugol öffnete das Fenster. Wie schon seit Jahren klemmte es. Im Winter mehr als im Sommer. Frische Luft drang in den Raum. Der Wirt traute sich noch nicht, auf die Straße zu schauen, sein Blick fiel zunächst über die Dächer der Häuser. Es waren nicht viele. In einem Ort wie Kelgin gestaltete sich eben alles überschaubar.

Sehr nahe waren die Berge. Noch näher die Küste. Manchmal hörte man das Rauschen der Brandung, wenn der Wind die Massen gegen die steilen Klippen warf. An diesem Tag war es fast windstill. Kein Mensch ließ sich auf der Straße blicken. Weder ein Mann, eine Frau noch ein Kind. Die Leute hockten in ihren Häusern und warteten auf das, was unweigerlich kommen würde.

Erst nach einer Weile traute sich der Wirt, einen Blick nach links zu werfen. Da stand das Schiff!

Er schaute schräg hinunter, und das Segel befand sich ungefähr in einer Höhe. Es war ein altes dreieckiges Tuch, das Risse und Löcher zeigte, durch die der Wind pfeifen konnte.

Die Aufbauten sahen morsch und verfallen aus. Auch die Ruderbänke hatten dem Zahn der Zeit Tribut zahlen müssen. An vielen Stellen waren sie eingebrochen.

Da nichts geschah und er auch nicht angegriffen wurde, schaute der Wirt weiter. Er suchte das so klobig wirkende Schiff ab, »sezierte«

es mit seinen Blicken und fand doch nicht das, was er suchte. Keine Hexen!

Beruhete alles nur auf einem Irrtum? Hatte das Feuer der Vorgänger so gewirkt, daß die Hexen nicht überleben konnten? Ein Lächeln zuckte über seine Lippen, während er daran dachte. Und dieses Lächeln erstarb, als er die dumpfen Geräusche vernahm.

In der Stille des Dorfes wirkten sie doppelt laut. Sie waren zwischen den gegenüberliegenden Häusern aufgeklungen. Da hatte jemand an die Türen geklopft. Wie bei ihm.

Hugol zog sich zurück. Auf einmal spürte er das Frösteln. Er schüttelte den Kopf, versuchte zu sprechen, doch es wollte kein Wort über seine Lippen kommen.

Zu groß war die Furcht...

Er hatte sich geirrt. Natürlich. Wie hätte er auch nur einen Moment lang annehmen können, daß alles okay war? Nichts war in Ordnung. Überhaupt nichts. Das Schiff war aus den Wolken gekommen, und natürlich hatte es seine schreckliche Besatzung mitgebracht. Die Schläge verstummt.

Sie waren das erste Zeichen der Hexen gewesen.

Wiederum legte sich eine trügerische Ruhe über den Ort. Ein lauerndes Abwarten, wobei das grinsende Skelettgesicht des Todes schon im Hintergrund wartete.

Es gab keine Gnade...

Der Mann hatte sich wieder erholt und konnte einen erneuten Blick aus dem Fenster werfen. Es sollte der letzte sein, bevor er es schloß. Und diesmal sah er die Bewegung.

Eine Hexe!

Sie ging auf der Straße. Der Schlamm machte ihr nichts aus. Vor ihr schritt ein Mann. Jemand, den Hugol gut kannte. Jerry Malt, der Vertreter...

Er ging daher und schien nichts zu sehen. Seine Kopfhaltung wirkte steif. Jerry schaute stur geradeaus. Bei jedem Schritt pendelten die Arme, wie bei einer Marionette. Selbst auf die Entfernung hin konnte der Wirt erkennen, daß Jerry Malt nicht mehr Herr seiner Sinne war. Die Regie hatte ein anderer übernommen. Die Person, die hinter ihm herschritt und ihn auch geholt hatte. Eine Hexe!

Hugol wagte nicht zu atmen. Er hatte die beiden verfolgen wollen und sah sie plötzlich nicht mehr. Aufgelöst!

Dann schaute er zum Schiff.

Dort konnte er sie wieder erkennen. Sie hatten sich an Deck erneut materialisiert.

Das war wirklich ungeheuerlich und kaum zu erklären. Zu begreifen war es erst recht nicht. Für den Mann am Fenster war es der reinste Zauberspuk, aber so waren Hexen nun mal.

Sie zauberten, sie manipulierten, sie machten mit den Menschen, was sie wollten.

Hugol drehte sich. Der Blick traf das Foto seiner Frau. Ein verloren wirkendes Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. Dann hob er die Schultern. »Ich hatte unrecht, Emily. Sie sind noch da. Sie sind gekommen, um die Rache zu erfüllen. Mich werden sie auch gleich holen. Soll ich mitgehen oder zuvor zu dir kommen?«

Den Begriff Selbstmord sprach er nicht aus. Er wartete auf Emilys Antwort.

Doch Tote schweigen...

»Ja, ich weiß, du kannst dich nicht entscheiden. Ich verstehe dich auch, Emily. Es ist schwer. Vielleicht hättest du anders gesprochen, wenn du noch bei mir wärst. Aber so...?« Er hob die Schultern, und diese Geste sagte eigentlich alles.

Ohne den Strick loszulassen, drehte er sich um und verließ das Schlafzimmer. Die Tür zog er leise hinter sich zu. Er wollte Emily nicht »stören«.

Im Flur blieb er für einen Moment stehen. Er wußte nicht, wo er es tun sollte, aber er war fest entschlossen, es heute zu tun. Er wollte sich erhängen.

Sein Blick wanderte hoch zur Decke. Darüber lag das Dach. Es war nicht hoch genug. Am besten würde es sein, wenn er in die Gaststätte ging, sich dort auf einen Stuhl stellte...

»Ich könnte auch einen Tisch nehmen«, murmelte er. Bevor er ging, warf er noch einen letzten Blick auf die geschlossene Schlafzimmertür. »Ich bin bald bei dir, Emily. Bald...«

Seine Schritte waren laut, als er die Stufen hinabging. Er zählte sie sogar mit, schließlich gehörten sie zu den letzten in seinem für ihn verpfuschten Leben.

Wenn sie klopften, würde er nicht öffnen, denn niemand durfte ihn mehr hindern.

Niemand...

Hugol erreichte den Gastraum. Er ging an der Theke vorbei, blieb für einen Moment stehen und schaute sich um. Welchen Stuhl sollte er nehmen?

Nein, keinen Stuhl. Stühle standen meist nicht fest genug auf dem Boden. Ein Tisch war da besser. Auf der runden Platte würde er den Platz finden, den er brauchte.

Es gab an den alten Holzbalken genügend Haken, die sein Gewicht halten könnten. Er schaute hoch, suchte, kletterte dann auf die Platte. Hugol atmete schwer. Er wußte, daß niemand seinen Entschluß mehr umstoßen konnte, und dennoch verspürte er so etwas wie Angst. Darauf deutete auch das Zittern seiner Hände hin.

Nur brauchte er keine Angst vor dem Tod zu haben. Es war kein Ende, für ihn ein Anfang.

Gemeinsam mit Emily...

Der Mann arbeitete sehr geschickt. Er legte den Strick um den Haken und prüfte durch ruckartiges Ziehen die Festigkeit. Auch da

stimmte alles.

Jetzt nur noch die Schlinge.

Um seine Lippen hatte sich ein Lächeln gelegt, als er sie über den Kopf streifte und sie korrekt, wie es ein Henker nicht besser machen konnte, um den Hals legte.

Diese verdamten Hexen würden sich wundern. Ihn sollten sie nicht bekommen und auf dem Schiff verbrennen. Alle anderen ja, ihn nicht, dafür trug er Sorge.

Die Schlinge saß!

Sicherheitshalber überprüfte er den Sitz noch einmal, denn er wollte nicht unbedingt herausrutschen.

Sein Blick war auf die Tür gerichtet. Dort würden die Hexen erscheinen. Sollten sie, er...

Ein hartes, heftiges und forderndes Klopfen unterbrach seine Gedanken. Zuerst erschrak er, denn damit hatte er nicht mehr gerechnet. Eigentlich hatte er jetzt vom Tisch springen müssen, seltsamerweise fand er den Mut nicht mehr, sondern lauschte auf die Schläge, deren Echos durch die Gastwirtschaft schwangen.

»Ihr kriegt mich nicht!« krächzte er. »Nein, verdammt, ihr werdet mich nicht erwischen.«

»Öffne!« Es war eine dumpfe Stimme, obwohl sie einer Frau gehörte.

»Neiiinn!« Eigentlich hätte er schon springen müssen. Es wunderte ihn selbst, daß er sich auf eine Diskussion mit diesen verfluchten Wesen draußen einließ.

»Dann hole ich dich!«

»Tu es doch!«

»Du weißt, daß die Zeit der Rache da ist. Niemand kann ihr entgehen. Auch du nicht, Mann. Deine Vorfahren haben uns Hexen töten wollen. Jetzt mußt du zahlen.«

»Ich nicht!«

In sein letztes Wort fiel abermals ein Schlag. Es war der, der auch die Tür öffnete. Die Hexe erschien. Da sprang der Wirt vom Tisch!

Mit einer sirrenden Bewegung straffte sich das Seil — und riß!

Der Mann landete auf dem Boden. Er hörte noch den dumpfen Aufschlag und glaubte für einen Moment, es geschafft zu haben, als er den klatschenden Schlag in den Nacken bekam. Das nachfallende Seilstück hatte ihn getroffen und ihm klargemacht, daß er weder in der Hölle noch im Himmel gelandet war. Hugol lag auf dem Fußboden seiner eigenen Gaststätte. Mit der Schlinge um den Hals, nur war der Strick über ihm gerissen.

Eine Erklärung hatte er nicht. Er konnte es nur den Hexenkräften zuschreiben. Und damit lag er nicht falsch. Die Hexe hatte tatsächlich dafür gesorgt, daß der Strick riß, denn sie wollte auf keinen Teil der großen Rache verzichten. Nur mühsam überwand der Wirt seine Enttäuschung. Jetzt, wo er praktisch ins Leben zurückgeholt worden war, wollte er es nicht mehr. Es widerte ihn an, er hatte sich alles vorgestellt, hatte seine Frau wiedersehen sollen, und nun war jemand gekommen, der ihn brutal auf den Boden der Tatsachen zurückriß und seine Träume zerschmetterte. Er spürte unter seinen Handflächen den Schmutz des Bodens, hob nur allmählich den Kopf und sah nicht weit entfernt die Gestalt der Hexe. Das war keine Haut mehr, das waren nur Fetzen! Lappige Stücke, zwar zusammengehalten, aber dünn wie Papier. Umrahmt von den strähnigen, blassen Haaren, dann die Klauen, die einmal Hände gewesen waren und jetzt dünn und knöchern wirkten. Ein abstoßendes Bild!

»Nun?« Die Hexe sagte nur dieses eine Wort. Gleichzeitig griff sie zu einem Gegenstand, den sie neben sich hatte. Es war ein Ruder aus Holz.

»Was... was willst du noch?« brachte der Wirt mühsam hervor.
»Sage es endlich! Was willst du?«

»Steh auf!«

»Und dann?«

»Ich bin gekommen, um dich zu holen. Meine Schwestern und ich sind unterwegs. Wir holen euch, wir holen alle. Niemand darf unserer Rache entkommen, und niemand wird ihr entkommen. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Dann steh auf!«

Plötzlich regte sich Widerstandswille in dem Mann.

»Ich will aber nicht mehr. Nein, ich kann nicht. Ich möchte bei meiner Frau sein und will sterben.«

»Den Zeitpunkt bestimme ich. Steh jetzt auf!«

»Neiiin!« Hugol brüllte der Hexe das eine Wort entgegen, und sie setzte ihre Kräfte ein.

Im nächsten Augenblick wußte der Wirt nicht, wie ihm geschah. Er wollte nicht, er mußte. Da waren auf einmal unsichtbare Hände, die sich an seinem Körper zu schaffen machten. Sie zogen ihn hoch, sie zerrten und rissen, so daß er sich wie eine Marionette vorkam. Seine Arme pendelten in der Luft, sie schlugen nach oben und unten, aber Halt bekam er keinen.

Quer durch das Lokal wurde er geschleudert. Er schrie, als er gegen einen Tisch prallte und diesen mit umriß. Kaum lag er auf den Bohlen, als ihn die Kraft abermals packte und in die Höhe wuchtete, wobei er um die eigene Achse gedreht wurde, bis er gegen eine Wand krachte und dort stehenblieb wie festgenagelt.

»Willst du dich noch immer weigern?« fragte die Hexe, als sie allmählich näher kam.

»Ja!«

Sie lächelte nur. Beirren ließ sie sich nicht. Eine Armlänge vor dem Mann verhielt sie ihren Schritt, streckte die Hand aus und berührte den Rest der Schlinge.

Er verbrannte zwischen ihren Fingern. Staub rieselte auf den Boden und blieb dort liegen.

»Nun?« fragte die Hexe lauernd.

Da nickte der Mann. »Ich komme mit dir.«

»Das ist vernünftig. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, mir Widerstand entgegenzusetzen. Ich bin immer stärker als du, das solltest du dir merken. Du wirst dich freuen, denn auf dem Schiff warten schon die anderen. Meine Schwestern haben sie geholt. Wir holen alle, die wir brauchen, und in der nächsten Nacht wird sich unsere Rache erfüllen. Dann erlebt ihr die Qualen, die eure Vorfahren uns damals zugefügt haben. Ihr werdet brennen. Im Namen von Wikka!«

Wir hatten den Ort erreicht!

Oder nicht ganz, denn direkt hinfahren wollten wir nicht. Wir hatten uns zuvor über eine Trennung geeinigt. Jeder sollte für sich und auf eigene Faust suchen. Als Treffpunkt hatten wir eine kleine Brücke ausgemacht, über die der Weg nach Kelgin führte. Es war eine Steinbrücke, wo ich auch den Bentley stehenließ.

Zwei Parteien hatten wir gebildet. Suko und Bill blieben zusammen, während ich mich allein auf die Suche machte. Dabei gingen wir davon aus, daß Kelgin von der Hauptstraße in zwei Hälften geteilt wurde. Ich nahm die rechte, die anderen beiden die linke Seite. Der Trucker hatte nicht gelogen. Das Dorf wirkte tatsächlich wie ausgestorben. Wir sahen keinen Menschen, nicht einmal ein Tier. Vielleicht waren die Leute geflohen. Wer konnte das schon wissen? Mit allen guten Wünschen trennten wir uns und gingen in verschiedene Richtungen davon.

Ich wollte nicht über die Hauptstraße gehen, sondern suchte mir Nebenwege aus.

Ein Pfad war schnell gefunden. Er führte in Schlangenlinien auf die

Häuser und Gehöfte zu, die jenseits der Hauptstraße standen. Es waren alte Bauten, ebenso wie die Scheunen und Lagerhäuser. Schief, manchmal löchrig die Dächer. Auf eine genaue Bebauung hatte hier niemand geachtet. Die Häuser standen in schiefen Winkeln zueinander. Hier hatte jeder gebaut, wie er wollte.

Dazwischen lagen die Gärten und die schmalen Wege, die gerade noch von einem Trecker befahren werden konnten. Ich sah auch Garagen. Nur keine Autos, bis auf einen verrosteten Morris, der ziemlich einsam auf einem Hof stand und mit den Rädern im Schlamm steckte. Der Schlamm!

Er ließ mich nicht ruhen. Der Trucker hatte bereits davon gesprochen, und ich sah seine Reden bestätigt. Diesen weichen Belag hatte ich zuvor noch nie gesehen.

Er war rot, schimmerte gleichzeitig in einem hellen Braun und brachte so eine Mischfarbe zustande. Längst waren meine Füße beschmutzt. Irgendwann blieb ich einmal stehen, bückte mich und tunkte meinen Finger in die weiche Masse.

Wie Schmiere fühlte sich das Zeug an.

Ich roch und nahm einen süßlichen Duft wahr. Diesen Duft kannte ich gut. Ich hatte ihn leider sehr oft riechen müssen. Blut! Ich wurde allmählich blaß. Blut auf dem Boden, und dann in diesen Mengen. Gott, was mußte hier passiert sein? War über Kelgin vielleicht ein Blutregen niedergegangen?

Ein absurder Gedanke. Wenn ich mir die Tatsachen betrachtete, gar nicht so weit hergeholt. Ein Regen aus Blut. Nun konnte ich verstehen, weshalb ich keinen Menschen mehr sah. Sie waren sicherlich geflohen, als die ersten Tropfen aus den Wolken fielen.

Der Fall wurde mir immer unheimlicher.

Der seltsame Regen hatte auch die Häuser nicht verschont. Ebensowenig wie die frisch erblühten Bäume. Wie Hagelschlag mußte er in sie hineingefahren sein. Er hatte Blätter und Blüten zu

Boden geschmettert. Dieses Dorf wirkte wie von einer Umweltkatastrophe heimgesucht.

Unternehmen konnte ich nichts. Ich mußte mich mit den Tatsachen einfach abfinden und suchte weiter. Irgendwo wollte ich Leben finden. Es konnte doch nicht alles ausgestorben oder vernichtet sein. Zerschlagen vom Blutregen.

Nein, das wollte mir nicht in den Sinn.

Wie in einer Kulisse zu einem düsteren Edgar-Allan-Poe-Film bewegte ich mich. Nur summten hier keine Kameras, es war nahezu totenstill. Selbst der Wind war eingeschlafen, und vom Boden her, wo dieser widerliche Schlamm lag, stiegen süßlich scharfe Gerüche in die Höhe. Ich wollte die Hauptstraße von der andern Seite betreten und ungefähr bis zur Dorfmitte gehen.

Niemand überraschte mich. Ich selbst sah ebenfalls kein lebendes Wesen und erreichte schließlich einen schmalen Weg, der zu einem Platz führte, wo nicht nur eine alte Eiche ihre Äste und Zweige in den Himmel reckte, sondern neben allerlei Gerümpel auch noch ein Wagen stand, den ich hier nicht vermutet hätte. Es war ein Volvo!

Auch er war beschmiert. Der Blutregen hatte vor ihm nicht haltgemacht. Er stand so, daß die Schnauze zur Ausfahrt hin zeigte, und machte mir ganz den Eindruck, als wäre er von seinem Fahrer nahezu fluchtartig verlassen worden.

Als ich näher an das Fahrzeug heranging, sah ich neben ihm ein altes Gewehr liegen. Es war ein Karabiner, wie man ihn noch im Zweiten Weltkrieg benutzt hatte.

Ich hob die ziemlich schwere Waffe auf und erkannte, daß der Lauf gebogen war.

Hier mußte schon ein wahrer Herkules am Werk gewesen sein. Ein normaler Mensch schaffte so etwas nicht. Es sei denn, er besaß magische Kräfte. Das wollte ich auf keinen Fall ausschließen. Ich ließ das Gewehr liegen und schaute auf eine Hintertür. Verschlossen

war sie nicht, wie ich wenig später feststellen konnte. Mit leisen Schritten betrat ich das Haus, sah eine Treppe und stieg sie hinauf. Auf halber Höhe etwa fiel mir ein starker Geruch auf, der sich neben dem Blutgestank ausbreitete.

Der Gestank von abgestandenem Bier. So ähnlich roch es in einer Kneipe. Auch kalter Rauch war noch wahrzunehmen, deshalb gelangte ich fast zu der Überzeugung, in einem Haus gelandet zu sein, das eine Gastwirtschaft beherbergte. Darauf deuteten auch die Kisten und Kartons hin, die auf dem Hof standen.

Die oberen Zimmer durchsuchte ich und fand sie leer. Im Schlafraum sah ich die Betten bezogen, aber mit einer leichten Staubschicht versehen. Ich entdeckte auch das Bild einer Frau. Es war mit einem Trauerflor verziert.

Was mochte hier geschehen sein?

Sicherheitshalber wollte ich mir den Gastraum noch ansehen und ging den Weg zurück.

Wenig später stand ich in der Gaststube.

Niemand hatte aufgeräumt. Der Tisch war umgefallen. Ein anderer stand auch nicht so, wie er sollte. Er befand sich direkt unter einem Haken, an dem noch ein Teil eines Strickes hing.

Ich brauchte nicht lange zu grübeln, um die Lösung zu finden. Hier hatte jemand versucht, sich zu erhängen. Es war ihm nicht gelungen, wie ich erkennen konnte.

Weshalb hatte die Person das versucht? Wollte sie dem Grauen entkommen, das ihr begegnet war?

Ich fühlte nach und fand, daß der Strick sehr eng geknüpft und dementsprechend stabil war.

So einfach hätte er nicht reißen dürfen. Wenigstens nicht bei dem Gewicht eines Menschen.

Hatte jemand nachgeholfen?

Ich ließ den Strick hängen, ging hinter die Theke und suchte nach

weiteren Spuren. Es gab keine.

Ergebnislos verließ ich die Gastwirtschaft, um mich draußen weiterhin umzuschauen. Ich hatte mir vorgenommen, die Häuser einzeln zu untersuchen. Vielleicht fand ich irgendwelche Spuren, die darauf hinwiesen, daß etwas geschehen war. Kaum hatte ich die Tür aufgezogen, als ich die Veränderung spürte. Es waren die plötzliche Kälte und auch der Wind, die scharf in mein Gesicht fuhren und regelrecht in die Haut bissen.

Das war nicht normal!

In Deckung der Tür blieb ich stehen, schaute über die leere Hauptstraße und sah, daß sich der Himmel verdunkelt hatte. Die Farbe war seltsam. Kein Schwarz, aber auch kein helles Grau. Ein Mittelding zwischen beiden.

Wir hatten Mai, da blieb es schon recht lange hell. Hier war es nicht der Fall. Die Finsternis hatte sich über den Ort gelegt, und sie war für mich einfach unnatürlich.

Ein Vorbote des Schreckens!

Ich preßte mich eng gegen die Türwand an der linken Seite und wartete ab.

Am Himmel tobten sich die Gewalten aus. Riesige Wolkenberge wurden vom scharfen Wind geschoben. Sie wirbelten aufeinander zu, prallten lautlos zusammen, veränderten ihre Gestalt und nahmen wieder neue, völlig andere Formen an, bevor das Spiel erneut begann. Es war unheimlich anzuschauen. In diesem gewaltigen Wetterquirl tat sich etwas.

Ich dachte an das Hexenschiff und daran, daß wir es in den Wolken gesehen hatten. Sollte es abermals kommen und vielleicht sogar landen? Damit mußte ich rechnen, und ich war sehr gespannt auf die nächsten Minuten.

Es dauerte nicht einmal lange, als die ersten Tropfen fielen. Zunächst hörte ich nur das Klatschen der Tropfen auf die schlammige

Erde, entdeckte die kleinen Spritzer, wenn sie in die Höhe flogen, und ich wurde auch selbst getroffen, da der Wind die Ladung plötzlich schräg herabblies.

Ich schaute auf mein linkes Handgelank.

Blutflecken zeichneten sich dort ab.

Jetzt wußte ich endgültig Bescheid. Vom Himmel fiel ein wahrer Blutregen.

Rasch zog ich mich zurück. Kaum stand ich in der Gaststube, als draußen die Hölle losbrach. Es begann mit einem peitschenden Donnerschlag, der mein Trommelfell zittern ließ. Im nächsten Moment hämmerten die Tropfen so hart gegen die Scheiben, daß ich Angst bekam, das Glas würde zerspringen.

Ein wahres Trommelfeuer ging über Kelgin nieder. Ich schaute auf eines der Fenster, und sah das Blut in langen Streifen an der Scheibe nach unten rinnen.

Fahles Licht sonderten die Blitze ab, die vom dunklen Himmel der Erde entgegenzuckten. Sie waren wie Speere, und den Blitzen folgte der gewaltige Donner.

Krachen erfüllte die Luft. Es waren dicht aufeinanderfolgende Stöße, ein sich Abwechseln von Blitz und Donner.

Trotz der tobenden Gewalten wollte ich es versuchen, ging zur Tür und öffnete.

Der scharfe Wind hätte sie mir fast wieder aus der Hand geschlagen. Ich starre auf die Straße und sah einen wahren Vorhang aus Blut. In langen Bahnen rauschte es vom Himm, hatte die Fahrbahn bereits in eine Schlammwüste verwandelt, aber ich wollte nicht daran glauben, daß es Menschenblut war und streifte die Kette über den Kopf, an der das Kreuz hing.

Einen halben Schritt ging ich vor, streckte den Arm aus und damit auch das Kreuz.

Es wurde wie meine Hand von dem Blutregen getroffen. Etwas

Seltsames geschah.

Kaum hatten die Tropfen das Kreuz berührt, gab es den Ofenplatteneffekt. Die Tropfen zischten auf, als sie mit dem Kreuz in Berührung kamen. Dampfwölkchen entstanden, ich bekam einen scharfen Geruch in die Nase und wußte Bescheid.

Was da vom Himmel fiel, war kein normales Blut, sondern ein dämonischer Regen!

Er reichte völlig aus, daß meine Hand beschmiert war, deshalb zog ich mich wieder zurück.

Mit einem Taschentuch reinigte ich die Hand und wollte so lange warten, bis der Regen vorbei war.

Es war wirklich nur mehr ein Schauer.

Als ich nichts mehr hörte, zerrte die seltsame Stille an meinen Nerven. Wieder kam die Neugierde, so daß ich zur Tür ging, sie öffnete und nach draußen schaute.

Die Schlammwüste war geblieben, die Dunkelheit ebenfalls, der Regen hatte aufgehört.

Eine Veränderung gab es. Sie befand sich am Ende der Straße. Ich mußte nach links schauen, wenn ich sie sehen wollte. Dort stand genau das, was ich suchte.

Das Hexenschiff!

Auch Suko und Bill war der Ort nicht geheuer. Sie hatten sich von John Sinclair getrennt und die andere Seite jenseits der Hauptstraße übernommen.

Sehr vorsichtig waren sie, nahmen ebenfalls nur schmale Wege und Pfade, so daß sie nicht so leicht entdeckt werden konnten, falls irgendwelche Gegner lauerten.

Über den seltsamen Bodenbelag hatten sie lange genug gesprochen und ihn schon untersucht.

Beide waren zu dem Entschluß gekommen, daß es sich nur um Blut

handeln konnte.

»Von Menschen?« fragte Bill.

Das wollte Suko nicht glauben, der Reporter ebenfalls nicht. Sie hatten sich zahlreiche Häuser von außen angeschaut, bis sie sich entschlossen, in eines hineinzugehen. Es war ziemlich groß und beherbergte ein Geschäft. Eine Schlachterei!

Sie gerieten nicht in den Laden, sondern in die Räume, wo das Fleisch aufbewahrt wurde. Kalt war es dort nicht mehr. Die Kühlung mußte ausgefallen sein, so würde das hier gelagerte Fleisch verderben. Bill wollte in das Geschäft. Er fand die entsprechende Tür, betrat den Laden und fand ihn leer. Unter Glas lagen noch einige Waren, die verkauft werden sollten. Niemand konnte sie noch essen. Kaum hatte Bill den Laden betreten und schaute durch die breite Scheibe, als er sah, daß es draußen dunkler wurde. Dies war völlig ungewöhnlich. Er machte Suko darauf aufmerksam, der sehr schnell kam und sich die Sache ebenfalls anschautete.

»Schätze, daß uns in naher Zukunft einiges bevorsteht«, murmelte der Inspektor.

»Da kannst du recht haben.«

Bill hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es anfing zu regnen. Zunächst blieben die beiden noch stehen, dann liefen sie zum Fenster und schauten hinaus.

»Gott«, flüsterte der Reporter, »das ist ja Blut...«

»Du sagst es.«

Bill legte den Kopf schief. »Verdammt, es strömt sogar aus den Wolken. Das begreife ich nicht.«

Suko enthielt sich eines Kommentars, denn auch er wußte nicht, wie so etwas möglich war.

Jedenfalls peitschten die langen Fahnen auf den Boden und bildeten eine rötliche Schlammwüste. Bald konnten sie nichts mehr sehen, denn das Blut wurde auch gegen die Scheibe des Geschäfts

geschleudert, wo es sehr bald einen roten Film bildete und eine Sicht so gut wie unmöglich machte.

Die beiden zogen sich wieder zurück. Bill Conolly war käsig im Gesicht geworden, auch Suko hatte die Farbe gewechselt. Er wirkte ziemlich bleich. Mit diesem unheimlichen Vorgang hatten beide nicht gerechnet, und sie wußten auch keine Erklärung.

»Nur gut, daß wir im Trockenen sitzen«, sagte der Reporter. »Sonst hätte es übel ausgesehen.«

»Das stimmt.«

»Warten wir ab, bis der Regen vorbei ist?«

»Was sonst?«

Bill hob die Schultern. »Wir könnten uns im Haus umsehen. Vielleicht stoßen wir auf eine Spur.«

»Meinst du auf Menschen?«

»Zum Beispiel.«

Suko hob die Schultern. »Kann ich mir nicht vorstellen. Aber warum nicht? Hier herumzustehen, hat auch keinen Sinn.«

»Genau das meine ich.«

Sie verließen den Laden, und Bill wollte schon nach oben gehen, als er Sukos Zischen hörte.

Er blieb auf der Steintreppe stehen. »Was ist denn?«

»Ich habe etwas gehört«, raunte Suko.

»Und?«

»Hörte sich an wie Kinderweinen, das sehr schnell durch irgend etwas erstickt wurde.«

»Und du hast dich nicht getäuscht?« Der Reporter setzte sich wieder in Bewegung.

»Das kann ich nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen. Es war etwas da.«

»Wo denn?«

Suko deutete mit dem abgespreizten Daumen nach unten. »Da

müssen wohl Kellerliegen.«

Bill war einverstanden. Gemeinsam suchten sie nach einem Zugang. Sie fanden auch eine Tür. Allerdings war sie abgeschlossen. »Und jetzt?« fragte Bill grinsend.

»Wir müssen die Tür öffnen.«

»Dann mach mal.«

Suko holte sein kleines Besteck hervor, das er stets bei sich trug. Die einzelnen Teile bestanden aus Kunststoff. Sie waren eine Spezialanfertigung für bestimmte Yard-Beamte.

Normale Schlosser bekam man damit immer auf. Und das Schloß dieser Kellertür war normal.

Es dauerte einige Sekunden, dann hatte Suko es geschafft. Bill hielt die Tür fest, damit sie nicht knarrte, als sie sich bewegte. Vorsichtig zog er sie auf.

Beide schauten in die Dunkelheit, wobei sich nur sehr schwach die Umrisse einer Treppe abhoben. Geräusche oder Stimmen vernahmen sie nicht. Es war still. Ihnen behagte die Stille nicht, das sah man den Gesichtern an.

Im Dunkeln stiegen sie die Treppe hinab. Sie wußten nicht, ob es hier unten Licht gab, aber sie wollten niemand warnen.

So lautlos wie möglich betraten die Männer die Stufen. Bill schritt hinter Suko. Seine Hand stets in der Nähe der Beretta, damit er sie im Notfall rasch ziehen konnte.

Schließlich hatten sie das Ende der Treppe erreicht, ohne daß etwas passiert war.

Suko blieb stehen. Bill wäre fast gegen ihn gelaufen und vernahm das leise Schnaufen des Inspektors. »Was ist denn?« hauchte Conolly.

»Ich rieche etwas...«

»Blut, wie?«

»Nein!« Sukos Antwort glich mehr einem geflüsterten Hauch. »Hier

riecht es nach Mensch.«

Eine seltsame Erwiderung, doch Bill Conolly hütete sich, darüber zu lächeln oder eine andere Bemerkung zu machen. Wenn der Chinesen das sagte, hatte es seinen Grund.

»Dann müßten wir sie finden«, wisperte er nur. »Eben.«

Leider besaßen sie nicht die Augen einer Katze, so konnten sie im Dunkeln nichts sehen und mußten sich voll und ganz auf ihr Gefühl und den Tastsinn verlassen.

Schleichend bewegten sie sich vor. Suko griff in die Tasche und holte seine Lampe hervor. Bill ahnte, was der Freund vorhatte und fragte:

»Willst du es wirklich riskieren?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Okay, dann mach.«

Suko schaltete die Bleistiftleuchte ein, deckte die Spitze aber noch durch seine Handfläche ab, und nahm sie erst wieder zur Seite, als er sich gleichzeitig drehte und so in die Runde leuchten konnte. Die beiden Männer stellten fest, daß sie sich in einem ziemlich großen und auch zentral liegenden Keller befanden. Vor ihm zweigten vier Gänge in jeweils verschiedene Richtungen ab.

Der Lichtschein huschte in die Öffnungen der Gänge hinein und wurde reflektiert.

Hell schimmerten Gesichter und ein wenig dunkler der Waffenstahl. Im nächsten Augenblick wurden sie angesprochen.

»Keine Bewegung!«

Bill und Suko standen sofort steif. Ohne etwas unternehmen zu können, mußten sie mit ansehen, wie sich aus den Gängen jeweils vier bewaffnete Männer lösten.

Für Bill und Suko gab es keine Chance, da sie genau im Kreuzfeuer standen...

Das war also das Schiff!

Ich stand vor der Tür, hatte den Kopf in die Richtung gedreht und starrte auf diesen unheimlich wirkenden Kahn, der praktisch aus dem Nichts erschienen war.

Schon wieder ein Schiff, dachte ich und mußte an die alte Brigantine mit dem Fratzengesicht denken. Dieses hier war anders. Viel primitiver. Sehr einfach gebaut, nur mehr ein breiter Kahn, der ein Segel besaß, das von einem Mast flatterte. Es hing schlaff nach unten, denn kein Windstoß fegte mehr über die Straße.

Das Schiff stand auf der Fahrbahn.

In seiner gesamten Breite nahm es sie ein. Zwischen dem Kahn und den Hauswänden befand sich nur mehr so viel Platz, daß ein Mensch gerade noch hindurchgehen konnte.

Wie ein Denkmal ruhte es dort, und es dauerte einige Sekunden, bis ich mich an den Anblick gewöhnt hatte. Dabei kam mir das Vorhandensein des Hexenschiffes wie eine Aufforderung vor, die ich gern wahrnahm, denn ich schritt auf das Schiff zu.

Eine Besatzung hatte ich bisher nicht gesehen. Wenn es das Hexenschiff war und es tatsächlich aus einer anderen Dimension stammte, dann waren auch die Hexen in der Nähe, so daß ich mich auf einige unruhige Stunden gefaßt machen konnte.

Die Westernhelden schreiten zumeist über die Main Street. Bei mir war es etwas anders. Ich hielt mich dicht an der linken Seite und im Schatten der Häuser. Sollten sich Hexen auf dem Kahn befinden, hatten sie mich sicherlich schon entdeckt, doch sie hielten sich vornehm zurück. Das würde nicht so bleiben, dessen war ich mir sicher, und ich ließ auch nicht die Hausfassaden aus dem Blickfeld.

Ich dachte an Bill und Suko. Ob sie ebenfalls gesehen hatten, daß dieses seltsame Schiff gelandet war?

Möglich. Nur griffen sie nicht ein und blieben im Hintergrund. Ein

paarmal atmete ich tief durch und schmeckte den Blutgeruch in meiner Kehle. Der Boden war noch weicher geworden. An manchen Stellen stiegen rötliche Dämpfe hoch, und die Sicht hatte sich wieder ein wenig gebessert, denn die Wolken lagen nicht mehr so dicht. Tief sanken meine Füße ein. Der Schlamm befand sich bereits über meinen Knöcheln, er war zäh und versuchte, meine Füße festzuhalten, wenn ich sie aus dem Matsch ziehen wollte.

Daß dieser Kahn auch in früheren Zeiten nicht als hochseetüchtig bezeichnet werden konnte, sah ich ihm an. Auch wenn er damals nicht so verfallen gewesen war. Schwere Brecher würden ihn durchschütteln und kentern lassen.

Zu beiden Seiten der Bordwand befanden sich Ruderbänke. Sie konnte ich besser erkennen, als ich an Bord geklettert war und unter meinen Füßen die morschen Planken spürte.

Einmal fest zutreten, und sie würden brechen. Auch jetzt, wo ich mich auf dem Hexenschiff befand, sah ich niemand. Nur mein Kreuz hatte etwas dagegen. Als ich es aus der Tasche nahm und anschauten, sah ich die leichte Verfärbung. Es strahlte mehr als normal. Eine Warnung...

Ich schritt die Backbordreihe der Ruderbänke entlang. Auch sie waren nicht mehr alle intakt. Fast die Hälfte war eingefallen. In Ordnung waren noch die Ketten, mit denen früher Sträflinge leben mußten. Zwar zeigte sie dicken Rost, aber sie würden halten. Ich dachte wieder an den Fall in Hongkong, als man mich an den Todesfelsen gekettet hatte und Suko mich erst im letzten Augenblick retten konnte. Die Bisse der dämonischen Aale spürte ich heute noch.

Zum Teil waren auch die Ruder vorhanden. Schwere Holzstangen mit breiten Ruderblättern. Vielleicht hatten hier die Hexen gesessen, angekettet, verdammt zur Fronarbeit und eingehüllt von den Flamen des brennenden Schiffs.

Mir rann ein Schauer über den Körper, als ich daran dachte. Das

war bestimmt kein Spaß gewesen. Wenn die Hexen jetzt zurückkamen, würden sie sich fürchterlich rächen.

Noch war das Schiff leer...

Ich blieb neben dem Mast stehen, legte den Kopf in den Nacken und schaute in die Höhe. Erst jetzt erkannte ich richtig, wie zerfetzt das Segel war. Es besaß Risse und Löcher. Wahrscheinlich von dem damaligen Brand. Mich wunderte es überhaupt, daß dieses Segel das Feuer überstanden hatte.

Zu den Aufbauten führte eine Holztreppe. Ich nahm die Stufen, von denen zwei zerbrochen waren, blieb auf den Aufbauten stehen und besaß nun einen besseren Blick über das Deck.

Es war wirklich wie leergefegt.

Und doch befand sich jemand in der Nähe. Ich hörte plötzlich eine heisere Frauenstimme, die wie raschelnder Stoff an meine Ohren fuhr.

»Willkommen an Bord, Fremder. Willkommen im Namen der Hexen und im Namen der großen Wikka.«

Scharf drehte ich mich um.

Niemand zu sehen.

Dennoch hatte man mich angesprochen. Einer Täuschung war ich nicht erlegen.

Die Stimme aus dem Unsichtbaren begann zu lachen. »Wir sehen dich überrascht, Fremder. Hast du gedacht, das Schiff wäre leer? Nein, so haben wir nicht gewettet. Wir sind da, auch wenn du uns nicht zu Gesicht bekommst.«

»Dann zeigt euch.«

»Gleich, Fremder. Gleich, wenn wir es wollen. Wir läuten die Nacht der Rache ein. Jeder, der das Schiff betritt, wird brennen. Auch du, Fremder. Die Flammen warten auf dich. Wir werden gemeinsam etwas unternehmen und mit dir fortsegeln. Hast du gehört? Fortsegeln...«

Natürlich hatte ich verstanden. Nur glaubte ich einfach nicht an die Worte. Hier gab es kein Wasser, wie sollten wir segeln? Höchstens schweben...

Und das geschah!

Ich kam nicht mehr von Bord, denn plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. Ich merkte noch den Ruck, der durch das Schiff ging, hörte ein sausendes Geräusch, sah, wie das Segel aufgebläht wurde und der Wind durch die Löcher pfiff, dann schaute ich schon auf die Dächer der Häuser und schwebte einen Moment später den düsteren Wolken entgegen.

Für mich hatte eine Reise begonnen, die ins Ungewisse führte. Mit einer Rückkehr rechnete ich zunächst einmal nicht...

Sekunden tropften dahin.

Die Zeit kam Suko und Bill zäh vor. Sie fühlten sich beide verflixt unwohl, denn jeder von ihnen hatte den drohenden Unterton in der Stimme deutlich herausgehört.

Wenn sie auch nur falsch mit den Ohren wackelten, würden sie von vier Seiten Feuer bekommen.

Und das war nicht gerade angenehm...

Bill schluckte. In seiner Kehle hatte er ein trockenes Gefühl verspürt. Vier Gewehrmündungen auf sich gerichtet zu wissen, war auch nicht jedermanns Sache. Vor allen Dingen nicht, wenn sie von Leuten gehalten wurden, die zu allem entschlossen waren.

Es dauerte ein wenig, bis sich die beiden Männer wieder gefangen hatten.

»Und was passiert jetzt?« fragte der Reporter.

Irgendwo aus dem Dunkel eines Ganges erklang die Antwort. »Wir werden euch erschießen müssen.«

Das war deutlich.

Bill atmete tief durch. Die folgenden Worte fielen ihm schwer. Er

stellte die Frage dennoch »Dürfen wir wenigsten den Grund wissen?«

»Ja, ihr seid Fremde und hier eingedrungen, was nicht sein durfte. Dafür werdet ihr die Konsequenzen zu tragen haben. Es sind schon genug von uns geholt worden.«

»Damit haben wir nichts zu tun«, erwiderte Suko, der die kleine Lampe so hielt, daß der Strahl zu Boden fiel. »Im Gegenteil, wir sind gekommen, um euch zu helfen.«

Das Lachen hallte scharf durch den Keller und erzeugte an den kahlen Wänden ein Echo. »Uns zu helfen? Eine bessere Ausrede ist euch wohl nicht eingefallen.«

»Sehen wir vielleicht aus wie Hexen?« beschwerte sich der Reporter.

»Nein, aber ihr könntet dazugehören.«

»Das glaube ich kaum. Ehrlich! Wir sind nach Kelgin gekommen, um mit dem Spuk aufzuräumen.«

»Was wir jetzt mit euch machen werden. Stellt euch nebeneinander an die Wand.«

Bill warf Suko einen Blick zu. Der Chinese nickte. Er dachte ebenso wie Conolly.

Die meinten es verdammt ernst!

»Los, geht!«

»An welche Wand denn?« fragte Bill.

»An die in eurem Rücken!«

Der Sprecher gab sich ungemein überlegen, das war er in Wirklichkeit nicht. Seine Stimme zitterte, für Bill und Suko ein Beweis, daß auch er Angst verspürte. Zudem war er unsicher, und diese Gegner stuften beide als gefährlicher ein, als einen Killer-Profi, der kalt und nüchtern handelte, wobei er seine Chancen genau abwägte.

Unter den Füßen der Männer knirschte der Dreck, als sie sich

dorthin begaben, wo man es ihnen befohlen hatte.

Als sie die Kellerwand im Rücken spürten, standen sie genau zwischen zwei Gangmündungen.

Aus dem gegenüberliegenden Gang stach etwas Helles hervor. Es war eine Lanze aus Licht.

Der Strahl einer Taschenlampe.

Dieser Lichtbalken war so breit, daß Bill und Suko gemeinsam geblendet wurden und mit den Augen zwinkerten. Der Träger der Lampe dachte nicht im Traum daran, den Lampenstrahl zu verändern. Er beließ ihn in der Haltung. Wenn sie tatsächlich erschossen würden, würden sie nicht einmal die Mündungsblitze sehen können, wenn die anderen abdrückten.

»Habt ihr noch etwas zu eurer Verteidigung zu sagen?« wurden sie angesprochen.

»Ja.«

»Einen Moment noch!« befahl der Sprecher und wandte sich an seine Freunde. »Kommt her und stellt euch zu mir! Wir werden gemeinsam abdrücken!«

Suko und Bill hörten die Schritte, als sich die Männer bewegten und ihre Positionen einnahmen.

Es war eine verdammt aussichtslose Lage, in die beide geraten waren. Keine Dämonen oder Geister standen vor ihnen, sondern Menschen, die einem ungeheuer starken psychischen Druck ausgesetzt waren. Sie reagierten überstürzt und voller Panik, denn ihre Handlungen wurden von der Angst und vom reinen Selbsterhaltungstrieb diktiert. Aber Suko und Bill wollten auch leben. Der Chinese flüsterte seinem Freund zu, daß er sein Inkognito aufgeben wollte.

»Vielleicht nutzt es was«, raunte er noch. »Was gibt es da zu reden!«

»Ich sollte noch etwas sagen«, bemerkte Suko. »Aber schnell.«

»Sicher, Mister, sicher. Und jetzt hören Sie genau zu. Wenn Sie uns beide erschießen, haben Sie nicht nur zwei Morde auf dem Gewissen, sondern auch einen Mord an einem Polizeibeamten. Ich bin Inspektor beim Scotland Yard. Das wollte ich Ihnen nur sagen.«

Nach Sukos Rede war es für einen Moment still. Die Männer überlegten. Bill und Suko hörten sie auch miteinander tuscheln, und der Scheinwerferstrahl wurde ein wenig zur Seite gedreht, so daß er nicht mehr blendete.

Die Freunde waren mehr als gespannt, ob sich die Männer von Sukos Worten hatten überzeugen lassen.

Das Tuscheln brach ab, der Sprecher meldete sich zu Wort und sagte:

»Es scheint mir wirklich ein Trick zu sein. Welche Polizei stellt schon Chinesen ein?«

Mit einer ähnlichen Reaktion hatte Suko fast gerechnet. Er preßte hart die Lippen zusammen und war zunächst einmal stumm.

»Hat es dir die Sprache verschlagen, Chinese?« höhnte der Mann aus dem Dunkeln.

»Es stimmt tatsächlich«, sagte Bill Conolly. »Ich kann mich dafür verbürgen.«

Der andere lachte. »Wenn man Angst hat, so wie ihr beide, verbürgt man sich für alles. Nein, ihr legt mich nicht rein, das kann ich euch versprechen. Weshalb haben Sie denn nicht gesagt, daß Sie von der Polizei sind?«

»Dann hätte ich gelogen.«

»Ach so. Toll, Ihre Ehrlichkeit. Was sind Sie denn nun? Der Gehilfe und Amateurdetektiv?«

»Ich bin Reporter«, erklärte Bill.

»Auch noch ein Zeitungshai.« Der andere lachte. »Das ist die absolute Spitze.«

»Akzeptieren sie denn überhaupt nichts?« fragte Bill.

»Nur unsere Waffen. Wir haben genug Ärger am Hals, und wir sind froh, daß wir leben können. Niemand soll erfahren, was hier passiert. Niemand wird etwas erfahren.«

»Haben Sie schon Menschen erschossen?« fragte Suko.

»Rede nicht dumm herum. Bevor wir untergehen, sollen es andere.«

Suko schüttelte den Kopf. Mit diesem Typ war einfach nicht nicht zu diskutieren. Der zeigte sich ungemein verstockt. Er wollte nicht akzeptieren, daß Suko und Bill nichts mit dieser verdamten Hexenbrut zu tun hatten. Das war fatal.

Suko startete einen letzten Versuch. »Vielleicht schauen Sie sich meinen Ausweis wenigstens an. Damit Sie sehen, daß wir nicht gelogen haben.«

»Nein!«

Plötzlich bekamen Suko und Bill Schützenhilfe. Und zwar von einem der anderen Bewacher. »Laß sie doch, Kelly. Vielleicht sind es wirklich Bullen.«

»Nur einer.«

»Was spricht dagegen, wenn er es beweisen will?«

»Stehst du auf ihrer Seite?«

»Nein, Kelly, aber...«

»Also gut, Chink, hol deinen Ausweis hervor. Aber denk immer daran, daß vier Gewehrmündungen auf dich gerichtet sind und wir dich durchlöchern können. Hüte dich, eine Waffe zu ziehen.«

»Ich weiß.« Sukos Stimme klang ruhig.

Auch Bill rührte sich nicht. In seinem Kopf jedoch überschlugen sich die Gedanken. Er wußte genau, was Suko wollte. Seinen Ausweis würde er nicht ziehen, er hielt noch einen Trumpf in der Hinterhand. Den mußte er jetzt einfach einsetzen. Mit der Waffe, die er bei sich trug, rechnete bestimmt keiner der vier Bewacher.

Da die beiden Männer aus London nicht aus den Augen gelassen wurden und Suko den anderen auch keinen Grund geben wollte,

vorzeitig abzudrücken, bewegte er seinen Arm sehr langsam und vorsichtig. Zuerst verschwanden die Fingerspitzen im Ausschnitt des Jacketts, danach die gesamte Hand. Von den Bewachern sprach niemand. Suko und Bill hörten nur das scharfe Atmen der Männer. Bill schielte zur Seite. Suko stand rechts neben ihm. Dessen Hand war nicht mehr zu sehen. Sie mußte bereits den Gegenstand umfaßt haben, der so ungemein wichtig war.

Und dann folgte der Ruf.

»Topar!«

Dieses eine Wort veränderte alles!

Für die Dauer von fünf Sekunden wurde die Zeit angehalten, und innerhalb dieser Spanne konnte sich außer dem Träger des Stabes niemand bewegen.

Hätten die vier Bewacher in den verschiedenen Gängen gelauert, wäre es für Suko ungemein schwerer geworden. So jedoch standen sie wie ein Exekutionskommando zusammen.

Dennoch mußte der Inspektor schnell sein.

Und er war es auch.

Wie ein geölter Blitz tauchte er unter den Lichtschein der Lampe hinweg, war im nächsten Augenblick bei dem Träger der Taschenlampe, riß ihm das Gewehr aus der Hand und schleuderte es fort.

Die vier Männer standen bewegungslos wie Zinnsoldaten. Bei ihnen rührte sich nichts. Kein Muskel zuckte, und Suko entwaffnete auch den zweiten. Der dritte folgte, der vierte ebenfalls, und er nahm auch die lichtstarke Lampe an sich.

In diesem Augenblick waren die fünf Sekunden vorbei. Suko hatte gewirbelt wie ein Kastenteufel, nur waren jetzt die Vorzeichen umgekehrt. Er besaß die Waffe und auch die Lampe, die er schwenkte und den Strahl über die Gesichter der vier Männer

schickte, die nun einen Ausdruck bekamen, der unbeschreiblich war.

Sie schauten einfach dumm aus der Wäsche und vermißten ihre Gewehre.

»Alles klar?« fragte Bill, der inzwischen ebenfalls seine Beretta gezogen hatte.

»Bei mir schon.«

»Wunderbar, dann drehen wir den Spieß mal um!« Der Reporter war in seinem Element. Er mußte einfach Dampf ablassen. »Keine Bewegung!« warnte er. »Hier sind die Kanonen!«

Bisher hatten die vier Männer die Waffen noch nicht gesehen. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt und suchten auch die Gewehre. Die jedoch hatte Suko weit genug zur Seite geschleudert. Keiner der vier konnte eine Waffe erreichen. Das sahen sie auch ein.

»Jetzt könnt ihr uns ja erschießen!« sagte der Mann namens Kelly. Er hatte sich als erster gefangen. »Los, drückt schon ab, ihr verdammten Hexendiener!«

Sukos Antwort klang ruhig. »Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß wir mit den Hexen nichts zu tun haben. Und dabei bleibt es auch. Haben Sie mich verstanden?«

»Natürlich. Aber was wollt ihr dann hier?«

»Mit dem Spuk aufräumen, verdammt!« rief Bill Conolly.

Seine Worte verfehlten die Wirkung nicht. Die vier Männer schwiegen, auf ihren Gesichtern zeichnete sich Betroffenheit ab. Zwei von ihnen senkten die Köpfe. Wahrscheinlich schämten sie sich. Bill und Suko ließen ihnen Zeit. »Habt ihr lange genug nachgedacht?« fragte der Reporter.

Man nickte.

»Dann können wir ja reden wie erwachsene Menschen.« Zur Demonstration seiner Worte senkte er die Beretta. Suko tat es ihm nach. Gleichzeitig holte er seinen Ausweis hervor. Er war den Männern noch immer die Legitimation schuldig.

Sie schauten sich die Beglaubigung im Licht der Lampe an und waren endgültig beruhigt.

»Es ist also doch kein Geisterdorf«, stellte der Chinese fest.

»Nein.« Kelly hatte das Wort übernommen. »Wir haben uns nur versteckt. In diesen großen Keller.«

»Sämtliche Bewohner?«

»Nein. Nur die, die nicht geholt worden sind.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich werde es Ihnen gleich erklären. Kommen Sie bitte mit! Ich will Sie den anderen zeigen.«

Die Männer führten Suko und Bill in einen der vier Gänge. Die Lampe erhellt ihn. Ihr Strahl traf auch eine Tür am Ende des Ganges. Sie war nur angelehnt, wurde von Kelly aufgedrückt, so daß alle den dahinterliegenden Raum betreten konnten.

»Macht Licht!«

Feuerzeuge schnackten. Streichhölzer wurden über das rauhe Papier gerissen. Erste Flammen flackerten, wurden ruhiger und fanden ihre Nahrung an zahlreichen Kerzendochten.

Allmählich verschwand die Düsternis und schuf einer seltsamen Helligkeit Platz. Ein Spiel aus Licht und Schatten entstand. Es huschte über die Gesichter der Menschen, die sich in dem ziemlich großen Kellerraum versammelt hatten. Bill Conolly hatte den Zweiten Weltkrieg nicht erlebt. Nur Bilder hatte er von Menschen gesehen, die sich in den Bombennächten in tiefen Kellern zusammendrückten.

So wie hier mußte es damals ausgesehen haben. Es war kalt im Keller. Vor den Lippen der zahlreichen in Decken gehüllten Frauen, Männer und Kinder stand der Atem als kleine Wolke. Ängstlich schauten die Menschen auf die beiden für sie Fremden, bis Kelly sie mit einigen Worten beruhigte. Ein kleines Mädchen begann zu weinen und wurde von seiner Mutter getröstet.

Proviant hatten die Flüchtlinge ebenfalls mit in den Keller genommen. Und auch Alkohol. Ein bäriger Typ hatte ihm zu stark zugesprochen. Er lag am Boden und schnarchte. Die Flasche hielt er noch in der Hand. Die Flüchtlinge rückten zusammen, so daß Suko und Bill Platz fanden. Die vier Männer setzten sich in ihre Nähe. Es war klar, daß sie Erklärungen abgeben würden. Diese Aufgabe übernahm Kelly, der Wortführer der Flüchtlinge. So erfuhren Bill und Suko die Geschichte des Hexenschiffs. Daß es am vorherigen Tag plötzlich aufgetaucht war, und zwar nach dem gefährlichen Blutregen. Die einzelnen Hexen waren durch das Dorf gegangen und hatten an bestimmte Türen geklopft. Diese Bewohner wußten dann sofort Bescheid, daß ihre Stunde gekommen war.

»Und sie sind alle mitgegangen?« fragte Bill.

Kelly nickte. Er war ein harter Typ mit pechschwarzen Haaren, die er mit einem Kamm nicht bändigen konnte. Sie wuchsen wild auf seinem Kopf und hingen tief in den Nacken hinein. Er trug eine dicke Jacke, die seine Schultern noch breiter machte, als sie ohnehin schon waren. »Aus welchem Grund hat man Sie verschont, Mr. Kelly?« wollte Suko wissen.

»Das ist ganz einfach. Meine Vorfahren stammten nicht von hier, sondern aus Irland. Erst mein Vater ist nach Kelgin gezogen. Es wurden nur die Nachkommen derer mitgenommen, die sich damals schuldig gemacht hatten. Wenigstens im Sinne der Hexen.«

»Das ist verständlich.«

Kelly beugte sich vor. Sein Atem roch nach Whisky. »Wie kommt es, daß Sie uns so einfach glauben?«

»Weil es unser Job ist.«

»Das verstehe ich nicht.«

Suko erklärte es. Nicht nur Kelly bekam die Worte mit. Auch die nahe sitzenden Personen, die anfingen zu staunen, als sie vernahmen, aus welchem Grund Bill und Suko nach Kelgin gekommen waren.

»Außerdem sind wir nicht allein«, fügte der Reporter noch hinzu.

»Wer denn noch?« rief jemand.

»Unser Freund John Sinclair. Wir haben uns getrennt.«

»Und Sie haben ihn nach dem Blutregen nicht mehr gesehen, Mister?«

»Stimmt.«

»Dann ist er verloren.«

»Wieso?«

Der Mann ballte die Hände zu Fäusten. »Zuerst regnet es Blut«, flüsterte er. »Dann erscheint das Schiff aus den Wolken. Wer sich in seiner Nähe befindet, ist verloren.« Der Mann blickte Bill und Suko starr an. »Sie können Ihren Freund abschreiben. Für immer. Ihm kann keiner mehr helfen. Keiner...«

Die ernst gesprochenen Worte entsprachen genau der Lage. Da machten sich Bill und Suko nichts vor.

»Wenn wir davon ausgehen, daß so etwas passiert ist«, übernahm der Inspektor wieder das Wort, »wäre es Unsinn, hier noch länger im Keller zu bleiben. Wir müssen raus und uns den Hexen stellen!«

»Sind Sie lebensmüde?« fragte Kelly.

»Nein. Aber es hat keinen Sinn, wegzulaufen. Sie alle hier können ruhig warten. Wir sagen Ihnen Bescheid, wenn alles vorbei ist.«

Suko wurde ausgelacht.

»Tote können nicht mehr reden«, meldete sich ein alter Mann.

»Wir haben nicht vor, uns umbringen zu lassen«, erklärte der Chines. »Verstanden?«

»Ja, ja, das sagen sie alle.« Der Alte winkte ab.

Suko und Bill standen auf. Auch Kelly erhob sich. Sein Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck. »Ich werde mit Ihnen nach draußen gehen.«

»Es ist gefährlich, wie Sie selbst sagten.«

Der Mann winkte ab. »Erstens habe ich keine Familie, und zweitens

bin ich Ihnen noch etwas schuldig. Schließlich hätte ich Sie fast erschossen.«

Bill hob die Schultern. »Wenn Sie unbedingt wollen, ich kann Sie nicht davon abhalten.«

»Gehen wir.« Kelly drängte sich vor und durchschritt als erster die offene Tür. Im Keller bewaffnete er sich. Er nahm gleich zwei Gewehre mit.

»Reichen Kugeln gegen Hexen?« fragte Suko.

»Weiß ich nicht.«

»Wir werden sehen.«

Den Weg kannten die Männer mittlerweile. Sie stiegen die Treppe hoch und gelangten dorthin, wo auch die Kühlräume lagen. Der Ausgang war schnell gefunden.

Sie hatten den hinteren genommen, durch den sie auch gekommen waren. Am Haus blieben sie stehen, schauten sich um und auch hoch zum Himmel, wo sich etwas verändert hatte.

Die Wolken waren nicht mehr so dunkel. Außerdem regnete es kein Blut mehr.

»Jetzt müßte das Schiff eigentlich zu sehen sein«, sagte Kelly.

»In den Wolken?«

Kelly schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Conolly, auf der Straße. Zwischen den Häusern.«

»Und weshalb muß es Blut regnen?« fragte Suko.

»Keine Ahnung. Es ist ja kein richtiges Blut, wenn es auch so riecht.«

Das stimmte. An den Geruch würden sich Suko und Bill nie gewöhnen können. Er war einfach überall im Dorf. Auch in den Häusern roch es nach Blut.

Die drei Männer schritten um das Haus herum. Sie wateten durch die weiche, manchmal stinkende Schmiere und behielten die Umgebung im Auge. Gespenstisch still war es geworden. Durch den

Blutregen hatte das frische Grün der Blätter eine bräunliche Farbe bekommen. Von manchen Blättern fielen jetzt noch Tropfen zu Boden. Lange konnte der Regen noch nicht vorbei sein. »Vielleicht sehen wir das Schiff noch«, vermutete Kelly.

Bill drehte sich um. Kelly ging hinter ihm. Den Schluß machte Suko. Der schwarzhaarige Mann aus dem Ort wirkte mit seinen beiden Gewehren wie ein wilder Kämpfer aus einem Söldner-Film. Dennoch war in seinen Augen Angst zu lesen. Er hatte die Parka-Jacke geöffnet. Beim Gehen wehten die Schöße zur Seite. Suko und Bill gelang es, einen Blick auf seinen Munitionsgürtel zu werfen. Er war bis zum Rand mit Patronen gespickt.

Endlich erreichten sie die Straße. Aus einer schmalen Gasse tauchten sie auf und fanden die Straße leer.

Kein Schiff!

Kelly schüttelte den Kopf. »Das versteh ich nicht. Es müßte doch da sein.«

»Vielleicht ist es gar nicht gekommen«, vermutete Bill.

»Das glaube ich nicht.«

»Oder es erscheint noch«, fügte Suko hinzu.

»Nein, nein.« Kelly war davon überzeugt, daß dieses Hexenschiff bereits dagewesen war. Er lief zur Straßenmitte vor und schaute sich den Boden genau an.

»Hier ist jemand hergegangen!« rief er plötzlich.

Suko und Bill waren rasch bei ihm. Kelly deutet auf Spuren. Die Fußabdrücke hatten sich tief in den weichen Schlamm eingegraben und waren deutlich zu erkennen.

»Weißt du, was John für Schuhe angehabt hat?« erkundigte sich Suko bei dem Reporter.

»Keine Ahnung.«

»Es könnten die Spuren von ihm sein.«

»Möglich.«

»Reden Sie von Ihrem Freund?« fragte Kelly.

»Ja.«

Der schwarzhaarige Mann lachte. »Da werden Sie wohl kaum Glück haben. Wenn er wirklich hier war und das Schiff gesehen hat, dann ist er nicht mehr am Leben.«

»Das bleibt abzuwarten«, gab Bill zurück. »Ich meine...« Was er meinte, sprach er nicht mehr aus, denn er hatte etwas gehört. Und auch die anderen hatten es vernommen.

Ferne Stimmen. Schreie!

Für einen Moment blieben die drei Männer unbeweglich stehen. Dann drehten sie sich und versuchten, die Stelle zu finden, wo die Schreie aufgeklungen waren. Das gelang ihnen nicht.

Bis Suko in die Höhe deutete. »Die kommen von oben«, flüsterte er und schaute in die Wolkenwand.

Kelly drückte es anders aus. »Vom Hexenschiff...«

Die Reisen von Sindbad, dem Seefahrer, waren sicherlich nicht phantastischer gewesen, als die, die vor mir lag, als ich mit dem Schiff in die Wolken stieg.

Angetrieben von der magischen Kraft eines alten Fluchs, glitten wir höher und höher, möglicherweise sogar in eine andere Dimension hinein. Wer konnte das schon sagen?

Es war wirklich ein Erlebnis. So mußte einem Ballonfahrer zumute sein, der seine erste Reise macht.

Wenn nicht die Hexen gewesen wären. Ich sah sie nicht, wußte nur, daß sie anwesend waren und mich aus dem Unsichtbaren belauerten. Zudem hatten sie Menschen in ihre Gewalt gebracht, und ich stellte mir die Frage, wo sie diese versteckt hielten.

Die Wolken wurden dichter. Schon bald hüllten sie das Schiff so ein wie dichtester Londoner Nebel, und ich konnte fast meine Hand nicht mehr vor Augen sehen.

Der Nebel blieb nie ruhig. Er wallte, er tanzte. In seinem Innern schienen sich permanent neue Figuren zu bilden, die auf mich zuschwebten, wieder verschwanden, von neuem ankamen, an mir vorbeiglitten oder mich umarmten.

Geisterhafte Stimmen umkreisten mich. Ich hörte die Hexen aus dem Unsichtbaren reden.

Sie freuten sich diebisch.

»Wir haben dich, Mensch. Wir haben dich... Unsere große Freundin Wikka wird sich freuen.«

Wieder war der Name der Oberhexe gefallen. Weshalb taten sie das? Ich hatte das Gefühl, auf den Arm genommen zu werden und überlegte mir die richtige Antwort.

Sollte ich sagen, was ich wußte? Klar, ich mußte sie mal schocken.

»Wikka ist tot!« rief ich laut und in den Nebel hinein. »Sie kehrt auch nicht mehr zurück! Es gibt sie nicht mehr. Habt ihr verstanden? Es gibt keine Wikka!«

Jetzt wurde es spannend. Aufgereggt erwartete ich die Antwort. Würden sie mir glauben?

Es blieb ruhig. Selbst das Hohngelächter war verstummt. Keine Stimmen mehr, die mich verhöhnten oder beeinflussen wollten. Aber ich würde eine Antwort bekommen.

»Sie kann nicht tot sein!« Es klang wie ein Schrei, der sich durch den dichten Nebel eine Bahn brach. »Wikka ist unsterblich. Sie ist die Königin der Hexen!«

»Das glaubt ihr. Ich habe sie sterben sehen!«

»Du?« Plötzlich schrien mehrere Stimmen durcheinander.

»Ja, ich!«

»Wer bist du?«

Hart lachte ich auf. »Ich werde es euch sagen, wenn ihr euch zeigt, verfluchte Hexenbrut!«

»Bist du ein Hexenjäger?«

»Zeigt euch!« forderte ich sie auf. »Dann berichte ich von Wikkas Ende. Wie sie in der Feuerschlinge gehangen und...« Ich verstummte, hörte dafür die Wutschreie dieser Teufelsweiber.

Ich hatte sie gereizt und herausgefordert. Sie mußten einfach reagieren. Taten sie es nicht, waren sie für mich keine normalen Hexen, so wie ich sie schon öfter erlebt hatte.

Und sie kamen.

Sehr vorsichtig waren sie. Während ich in den Nebel starrte, sah ich vor mir ein Gesicht. Diesmal war es ein echtes und keine Fratze, die mir die grauen, wehenden Schleier vorgaukelten.

Die Haut in dem alten Gesicht war dunkler als der Nebel. Sie schimmerte graugrün und besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Hautfarbe Myxins. Tückische Augen in einem lederartigen Gesicht, aus dem eine Hakennase vorsprang und der Mund wie eine nach unten gebogene Sense wirkte. War das die Sprecherin?

Ich redete sie an. »Bist du allein? Oder trauen die anderen sich nicht?«

»Sie sind da!«

»Wo?«

»Dreh dich um, Mensch!«

Da hatten sie mich geleimt. Während ich mich nur auf das Gesicht vor mir konzentrierte, war es den anderen gelungen, unbemerkt in meinen Rücken zu gelangen.

Das gefiel mir nicht. Nun sah ich sie von vorn!

Vier Gesichter, während die Körper von den Dunstschwaden umwallt wurden. Sie starrten mich an, und ein Gesicht sah aus wie das andere. Wenn ich die Anführerin hinzurechnete, hatte ich es mit genau fünf Gegnerinnen zu tun.

»Hast du sie jetzt gesehen, Mensch?« hörte ich wieder die Stimme der Sprecherin.

»Natürlich.«

»Dann dreh dich um, weil ich mit dir reden will und du mir die Geschichte erzählen sollst, wie unsere große Meisterin Wikka angeblich umgekommen sein soll.«

»Sie ist tot!«

»Nein!« Die Hexe drehte fast durch. Das folgende Fauchen erinnerte mich an ein Geräusch, wie ich es von einem Vampir her kannte, dann war die Hexe stumm.

Sie wartete.

Ich aber wollte ihren Namen wissen und fragte sie danach.

»Esmeralda, Mensch. Ich heiße Esmeralda.«

»Wie das Schiff?«

»Ja, es ist nach mir benannt worden. Und wie sollen wir dich nennen?«

»John Sinclair!« Auf die Antwort war ich gespannt, denn ich wollte wissen, ob sie mit diesem Namen etwas anfangen konnten oder nicht. Nein, sie reagierten nicht. Sie schienen wirklich die Jahrhunderte verschlafen zu haben, und ich wurde abermals aufgefordert, zu sagen, wie Wikka gestorben sei.

Ich berichtete von dem Abenteuer auf dem Planeten der Magier. Daß Wikka in einer feurigen Schlinge gehangen hatte und wir sie nicht befreien wollten.

»Nichts!« rief ich laut. »Nichts blieb mehr von ihr zurück. Sie wurde aufgelöst, als hätte es sie nie mehr gegeben.«

»Kannst du das beweisen?« kreischte Esmeralda.

»Nein, ich nicht. Aber ein anderer. Er wird es dir bestimmt sagen können.«

»Wer?«

»Der Teufel!«

Plötzlich brachen die vier Hexen in meinem Rücken in gellende Schreie aus. »Ja, der Teufel, ja, der Teufel! Bitte, Esmeralda, hole unseren Herrn und Meister! Wir wollen mit ihm buhlen. Wir sind

schön genug für ihn, wirklich.«

Die Hexen überschätzten sich selbst, was ihre Schönheit anging. Auch der Teufel stellte gewisse Ansprüche. Da reagierte er sehr, sehr »menschlich«.

»Ich kann ihn nicht rufen!«

»Warum nicht?«

»Wenn er sieht, daß wir uns mit einem Menschen unterhalten, dann wird er sich...«

»Ruf ihn ruhig! Ich kenne Asmodis. Wir sind alte Freunde und würden uns bestimmt freuen, wenn wir uns sehen.« So optimistisch, wie ich mich gab, war ich gar nicht. Vor dem Teufel hatte ich im Prinzip keine Furcht, denn mein Kreuz war ein sehr guter Schutz, den der Satan bisher noch nicht hatte zerstören können. Mir gefiel nur das gesamte Umfeld nicht so recht. Ich besaß zwar festen Boden unter den Füßen, nur auf den konnte ich mich nicht verlassen. Wenn es den Hexen einfiel, das Schiff nach unten fallen zu lassen, dann gute Nacht.

Diese Bedenken wurden in den Hintergrund gedrückt, als ich die scharfe Stimme vernahm.

»Keine Sorge, mich braucht man nicht zu rufen. Ich liege immer auf der Lauer, nicht wahr, John Sinclair...?«

Kein Zweifel, er war da! Asmodis war gekommen, um seinen Dienerinnen beizustehen. Er ließ keinen im Stich, der sich auf seine Seite gestellt hatte und von dem er sich noch Vorteile versprach. Wußte er mit seinen Verbündeten nichts mehr anzufangen, ließ er sie eiskalt fallen.

Außerdem gehörten die Hexen und der Teufel tatsächlich zusammen wie Adam und Eva.

Ich hatte Asmodis schon oft genug gegenübergestanden, diesem machtgierigen unersättlichen Dämon, dem Statthalter des Bösen, der

sich immer wieder neue Tricks einfallen ließ, um Menschen, beziehungsweise deren Seelen in seine Gewalt zu bekommen. Oft genug hatte ich ihm ein Schnippchen schlagen können. Leider war es mir bisher nicht gelungen, ihn endgültig zu besiegen. Er hatte stets entkommen können und meine Freunde und mich in immer neue Schwierigkeiten gebracht.

Wie gern hätte er mich gevierteilt und noch Schlimmeres angestellt. Aber ich war der Sohn des Lichts und besaß das Gegenmittel, das er am meisten fürchtete.

Das Kreuz!

Es schützte mich gegen die Attacken aus der Hölle. Leider war es kein Allheilmittel, denn bei anderen Dämonen, vor allen Dingen bei denen aus der Urzeit, versagte es. Doch gegen die Hölle und deren Begleiterscheinungen war es ein guter Schutz. Das wußte der Teufel. Aus diesem Grunde war er so vorsichtig. Und er schaffte es immer wieder, seine treuen Diener gegen mich zu schicken, zu denen auch die Hexen zählten.

Und Wikka gezählt hatte.

Sie war ihm hörig gewesen, so ergeben wie kaum jemand, und es gab sie nicht mehr. Das hatte der Satan nicht vergessen. Zwar ging ihre Vernichtung nicht direkt auf unser Konto, aber wir hätten sie unter Umständen retten können, deshalb würde uns der Teufel auch die Schuld zuweisen.

Seine Position bröckelte ein wenig, denn es gab Kreise, die gegen ihn arbeiteten. Diese Feinde kamen zwar nicht direkt aus den eigenen Reihen, doch sie gehörten auch zu den Schwarzblütlern, die ihr eigenes Süppchen kochen und die Macht des Satans nicht anerkennen wollten. Aus dieser Konstellation der Kräfte hatten wir schon manches Mal unseren Profit geschlagen.

Nun hatte ich es mit Asmodis und seinen schrecklichen Dienerinnen zu tun, andere Dämonen konnte ich in diesem Fall vergessen. Meine

Angst, das Schiff könnte zu Boden geschleudert werden, war zunächst einmal vergessen. Wir schwebten nach wie vor im Wolkenmeer, und der Teufel befand sich noch über uns. Sein widerliches Dreiecksgesicht zeichnete sich im Nebel ab. Sogar die Kälte der Augen spürte ich, sah den verzogenen Mund, die Nase mit den breiten Nasenlöchern. Er hatte sich mal wieder in seiner Lieblingsgestalt gezeigt, obwohl er es glänzend verstand, sich in Verkleidungen an die Menschen heranzumachen, um sie zu unterjochen.

So aber verbreitete er die meiste Angst, da fürchteten sich die Menschen und waren so stark eingeschüchtert, daß sie alles taten, was er von ihnen wollte.

Mich konnte der Anblick nicht mehr schocken. Ich hatte den Satan schon zu oft gesehen, als daß ich eine Gänsehaut bekommen hätte. Und für die fünf Hexen war sein Erscheinen etwas Erhabenes, denn sie warfen sich, kaum daß sie die Stimme ihres Herrn gehört hatten, auf die Knie und begannen mit einem schauerlichen Gesang, der für meine Ohren eine Zumutung war.

Die Hexen dachten da wohl anders, und auch der Teufel freute sich, denn er rief mir entgegen: »Hörst du, Sinclair, wie sie mich anbeten? Wie sie mir huldigen?«

»Ja, es ist schauerlich.«

Er lachte. Wenn der Satan das tat, produzierte er zumeist einen scharf riechenden Schwefelgestank, der alle paar Sekunden explosionsartig aus seinem Maul kam.

Der Rauch wehte an mir vorbei und vermischtet sich irgendwo außerhalb der Bordwand mit den Wolken.

Ich hatte mein Kreuz noch nicht gegen ihn eingesetzt, den Trumpf würde ich mir für später aufheben, wenn sich die Lage zuspitzte. Daß die Hexen alles versuchen würden, mich zu töten, lag auf der Hand. Und Asmodis würde ihnen zuschauen.

Es hatte mal eine Zeit gegeben, da war er froh gewesen, mich am Leben zu wissen, als ich gegen die Mordliga ainging, die sich auch zu seinem Feind entwickelte. Heute wollte er davon nichts mehr wissen. Er sah nur mehr seinen Vorteil. Wenn ich nicht mehr war, hatte er einen wichtigen und starken Gegner weniger.

Die Hexen, die ihm auch vor Jahrhunderten schon gedient hatten, würden ihn auch in der heutigen Zeit nicht mehr im Stich lassen.

»Hört auf!« schrie er. Wahrscheinlich mochte er das Geschrei der Hexen nicht mehr hören. Zudem gab es für ihn wichtigere Dinge. Hätten wir uns nicht in der Luft befunden, hätte ich die Hexen schon längst angegriffen. Ich wußte nur nicht, was geschah, wenn sie nicht mehr waren. Dann würde das Boot unter Umständen zerschmettert und ich gleich mit. Das wollte ich doch nicht.

So mußte ich abwarten.

Die Hexen achteten den Befehl ihres Herrn und Meisters. Sie stoppten ihren schauerlichen Gesang, drückten ihre mageren Oberkörper in die Höhe und starrten ihn an, wobei sie sich in einem Halbkreis aufgebaut hatten.

Esmeralda, die Anführerin, war einen Schritt vorgegangen und hatte die Arme erhoben.

Dabei waren die Ärmelöffnungen zurückgerutscht, so daß die bleichen Arme weit vorstachen. Die dünne, stockige Haut schien auf die Knochen geklebt worden zu sein, und die Nägel waren lang und spitz wie kleine Messer.

»Satanas!« schrie sie. »Satanas. Du bist gekommen, um uns zu unterstützen. Wir haben unsere Rache nicht vergessen. Die Menschen befinden sich an Bord dieses Schiffes. Sie werden mit uns zusammen in die Hölle rudern. Es sind die Seelen, die wir dir schenken. Als Belohnung dafür, daß du uns aus dem Bann befreit hast. Wenn die Körper brennen, kannst du ihre Seelen mit in die Schlünde der Hölle nehmen.«

»Ich habe mich über das Geschenk gefreut. Aber noch mehr über den, der eigentlich nicht zu ihnen gehört.«

Esmeralda wußte Bescheid, daß nur ich gemeint sein konnte. Ruckartig drehte sie sich herum. Ihr Gesicht verzerrte sich noch mehr. Es nahm einen abstoßenden, widerlichen Ausdruck an. Kleine Kinder hätten Angst bekommen, und bestimmt nicht nur sie, auch Erwachsene. Meine Reaktion blieb kühl. »Ich passe dir und deinen Hexenschwestern wohl nicht ins Konzept, was?«

»Du wirst auch...«

»Nicht so voreilig«, unterbrach die Stimme des Teufels die Hexe.

»Sinclair ist gefährlich.«

»Ja, ich weiß. Aber wir sind besser.«

Da schwieg Asmodis lieber.

»Das dachte Wikka auch«, erklärte ich.

Esmeralda zuckte zusammen. Ich hatte von allein das Thema angesprochen, um das sich so viel drehte.

Wikka! Sie hatten auf ihre Königin gehofft, sie war nicht erschienen. Daß es sie nicht mehr gab, wollten sie mir nicht glauben. Ich war gespannt, Welch eine Antwort sie von Asmodis bekommen würde und ob er den Tod seiner liebsten Dienerin freiwillig zugab.

»Ist sie wirklich vernichtet, Asmodis?« schrie Esmeralda der im Nebel schwimmenden Fratze zu. »Gib uns eine Antwort. Ist sie wirklich vernichtet?«

»Ja!«

Nach dieser klaren Antwort, die selbst mich überraschte, waren die fünf Hexen zunächst stumm. Der Schrecken stand in ihren Gesichtern geschrieben, das erkannte ich trotz des herrschenden Nebels. Damit hatten sie nicht gerechnet. Sie mußten meine Worte für einen Bluff gehalten haben.

»Tot«, krächzte Esmeralda. »Sie ist tot. Nein!« schrie sie plötzlich und schüttelte den Kopf, daß ihre wirren Haare von einer Seite zur

anderen flogen. »Wie kann eine so hohe Dienerin des Satans vernichtet werden? Und wie ist es möglich, daß ein verdammter Mensch unsere Königin...«

Ihre nächsten Worte gingen in einem wütenden Jaulen unter. So fertig und aufgelöst war sie.

»Er hat es nicht direkt getan!« erklärte der Satan. »Es waren noch andere mit im Spiel. Dämonen und Sinclairs Freunde, von denen sich zwei ganz in der Nähe befinden. Ihr könnt sie euch später vornehmen, das Versprechen gebe ich.«

»Aber er hätte sie retten können!«

»Sicher, das hätte er.«

»Dann ist er trotzdem an ihrer Vernichtung schuld. Und wir werden ihn grausam bestrafen, so wie auch die anderen Menschen, die wir auf das Schiff geholt haben.«

»Zeigt sie!« verlangte der Teufel. »Natürlich.«

Esmeralda drehte sich. Ich war gespannt, was sie jetzt unternehmen würde, denn bisher hatte ich von den Leuten aus Kelgin noch keine Spur gefunden.

Bannsprüche, Hexengedichte, finstere Magie, das alles mußte eine perfekte Dienerin des Teufels beherrschen, und Esmeralda bewies mir, daß sie dazu in der Lage war. Sie begann in einer mir unbekannten Sprache zu reden, bewegte dabei ihre Arme, und ich hörte, wie etwas heranbrauste, das mir sekundenlang den Atem raubte. Ich erlebte den Sturmwind der Magie, hörte das heisere Lachen des Teufels heraus und sah sein Gesicht wie einen Kreisel vor meinen Augen wirbeln.

In diesen Momenten war ich ziemlich schwach. Wenn es ihm jetzt gelang, zuzuschlagen, würde er mich empfindlich treffen können, deshalb umklammerte ich mein Kreuz und fühlte seine Stärke, die auf mich überging.

Ich überstand den Ansturm Schwarzer Magie und konnte bald

wieder normal sehen.

Es hatte sich etwas verändert.

Die Ruderbänke an beiden Seiten der Bordwand waren nicht mehr leer, sondern besetzt. Nicht von Sklaven, wie man auf so einem Schiff hätte erwarten können, sondern von normalen Menschen. Leute, die in unsere Zeit hineinpaßten.

Das waren die Bewohner von Kelgin. Männer und Frauen. Sie hingen in den Ketten wie wirkliche Sträflinge, denn die Hexen hatten sich schon jetzt an ihnen gerächt.

Durch Peitschenhiebe war die Kleidung der meisten zerfetzt. Lappig hing sie an den blutigen Stellen am Rücken fest. Die Gesichter waren von Schmerz gezeichnet, die Augen ohne Hoffnung, die Menschen mußten schon Schlimmes hinter sich haben. Die meisten von ihnen sahen mich. Ob sie mich überhaupt wahrnahmen, konnte ich nicht sagen. Zu stumpf und apathisch waren ihre Blicke. Die Männer und Frauen, deren Vorfahren das gleiche mit den Hexen gemacht hatten, besaßen nur einen geringen Bewegungsspielraum, den ihnen die Ketten ließen, mit denen man sie an die Ruderbänke gefesselt hatte. Gerade so viel, daß sie die schweren Ruder bewegen konnten. Zorn und Wut stiegen in mir hoch, als ich das Bild des Jammers sah. Ich schwor mir, es der verdammten Hexenbrut heimzuzahlen. Für jeden Menschen sollten sie büßen.

Mir fiel erst jetzt auf, daß ich Esmeralda nicht mehr sah. Die Hexe mußte sich zurückgezogen haben, nachdem sie ihre Kräfte ausgespielt hatte. Irgend etwas wollte sie, hatte sie vor, aber was?

Die Antwort bekam ich sehr schnell, als ein Windstoß in die Wolken hineinführte und eine Lücke riß, so daß mein Blick die Aufbauten des Bootes treffen konnte.

Dort stand Esmeralda.

Nur war sie nicht allein. Sie hatte sich eine Geisel genommen. Einen Mann, der vor Angst fast verging. Er war kleiner als ich, trug

eine Brille, und ich sah seinen Oberlippenbart. Das Gesicht wirkte wie mit einer Schicht Käse Übergossen. Die Augen hatten einen stumpfen Ausdruck angenommen, die Kleidung bestand ebenfalls nur mehr aus Fetzen, und aus den Wunden sickerte Blut.

Man hatte diesen Menschen gefoltert!

Esmeralda hielt ihn in ihrem Griff. Sie mußte ihn halten. Er wäre wahrscheinlich zusammengesackt, weil er einfach nicht mehr die Kraft besaß, sich auf den Beinen zu halten.

Ich wollte nicht so recht daran glauben, daß der Mann aus Kelgin stammte. Irgendwie paßte seine Kleidung nicht zu der der anderen Menschen aus dem Ort. Sie war moderner. Das erkannte ich, obwohl sie nur mehr aus Fetzen bestand.

Esmeralda lachte schrill, bevor sie anfing zu sprechen. »Er hat auch gedacht, er wäre stärker als wir Hexen. Sein Irrtum wird für ihn tödlich sein!«

»Stammt er nicht aus Kelgin?« fragte ich laut.

»Nein!«

»Dann hat er mit euch nichts zu tun!«

»O doch. Er hat etwas mit uns zu tun. Er wollte sich gegen uns stellen. Er griff mich mit einem Gewehr an. Wer so etwas macht, ist des Todes. So steht es im Gesetz der Hexen!«

»Laß ihn laufen!«

»Nein! Ich werde ihn ebensowenig freilassen wie dich, John Sinclair! Gnade kennen wir nicht.«

»Das habe ich bereits bemerkt. Mit dem Blutregen fing es an, dann kam das Schiff...«

»Hast du den Regen gesehen?«

»Leider.«

»Er kündigt uns an. Es ist das Blut der toten Hexen. Dämonenblut. Wenn es auf die Erde fällt, werden die Menschen irgendwann in seinen Bann gezogen und ebenfalls dem Bösen zugetan. Das werden

die Zurückgebliebenen noch zu spüren bekommen. Ich verspreche es dir!«

Sie redete, und ich sah ein, daß ich sie mit Worten nicht überzeugen konnte.

Da halfen nur Taten!

Mit einem Angriff rechnete wohl keine der Hexen. Deshalb glaubte ich daran, daß ich die Sekunde der Überraschung auf meiner Seite hatte. Ich startete! Wenig später überschlugen sich an Bord die Ereignisse!

Die vier anderen Hexen störten mich nicht, da sie hinter mir standen. Ich hatte nur Augen für Esmeralda, die wie eine Königin auf dem Aufbau stand und ihre Geisel umklammert hielt.

Meine Schritte hämmerten auf den Planken, ich sah die Treppe vor mir und hoffte, daß sie mein Gewicht halten würde.

Drei Sprünge brauchte ich, um die Stufen zu überwinden. Beim vierten tauchte ich vor der Hexe und deren Geisel auf.

Sie schrie mir ihre Wut über meine Aktion entgegen und griff gleichzeitig an.

Hexenkräfte durfte man nicht unterschätzen. Sie konnten alles schaffen, sogar die Welt verändern.

Nicht mit mir!

Ich hatte mein Kreuz!

Plötzlich sah sie das Zeichen, das selbst der Teufel so fürchtet, und ich hörte einen Schrei, der mir fast das Blut in den Adern gefrieren ließ. Das Kreuz in meiner Hand strahlte auf, es wollte das Böse vernichten und hätte die Hexe sicherlich auch geschafft, hätte sie nicht zu einem Trick gegriffen und mir ihre Geisel entgegengeschleudert. Ausweichen konnte ich nicht mehr. Ich war einfach zu nahe und mußte den Körper voll nehmen.

Irgend etwas knallte gegen mein Knie. Ich sah Sterne und spürte,

wie sich Hände an mir festklammerten. Für diese Hände mußte ich die gleiche Bedeutung haben wie eine Planke für einen im Meer treibenden Schiffbrüchigen.

Der Mann hielt fest.

Ich war noch ein wenig benommen, und so dauerte es einige Zeit, bis ich mich von ihm befreit hatte.

Die Hexe sah ich wie einen Schatten. Sie huschte vor mir her, war wild, ungezügelt und kreischte in den höchsten Tönen. Ich sah, daß sie von grellen Blitzen umkreist wurde, und diese Blitze konnten auch mir gefährlich werden.

So sehr ich für den Mann die letzte Hoffnung war, ich konnte ihn einfach nicht an mir halten und schleuderte ihn zur Seite. Ich sah ihn noch fallen, er rollte über das Dach des Aufbaus, und ich konnte mich wieder auf Esmeralda konzentrieren.

Den Treffer hatte ich zum Glück gut weggesteckt.

Dennoch fiel ich voll rein.

Nicht von der Hexe drohte die große Gefahr, sondern von einer anderen Seite her. Hinter mir!

Ich hatte leider die vier übrigen Hexen vergessen. Und die griffen dank ihrer teuflischen Kräfte nicht einmal selbst an.

Ein altes Ruder, wie von Geisterhänden geführt, flog durch die Luft. Ich sah den Schatten noch an der linken Seite, dann wurde ich voll am Kopf getroffen.

Das war der Blackkout.

Für mich erloschen sämtliche Lichter!

»Reine Nervensache!« hatte Suko gesagt. Aber das war leicht hingesprochen. Er, Bill Conolly, und der Mann namens Kelly wußten, daß über ihren Köpfen etwas Schreckliches geschah, doch es war ihnen unmöglich, einzugreifen. Sie mußten auf dem Boden bleiben und konnten nur mehr die Daumen drücken für John Sinclair,

der sich auf dem aus der Vergangenheit aufgetauchten Schiff befand.

»Ein Schiff in den Wolken!« flüsterte der Reporter. »Verdammtd, das habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Und nicht mal ein Fliegender Holländer«, meinte Suko.

»Da sagst du was. Was können wir tun?«

»Nichts, gar nichts.« Die Worte hatte Kelly, der Mann mit den zwei Gewehren, ausgesprochen. »Wir können nur hier stehenbleiben und abwarten, das ist alles.« Er schüttelte den Kopf. »Der Fluch der Hexen hat sich erfüllt. Die Vorfahren der Dorfbewohner hätten anders handeln sollen. Jetzt ist es zu spät. Die Hexen wollen Blut, Menschen und Seelen. Das alles haben sie bekommen.«

»Noch nicht«, sagte Bill leise.

Kelly lachte. »Rechnen Sie noch mit einer Chance?«

»Vielleicht.«

»Optimist.«

»Das bin ich immer.«

Kelly schüttelte den Kopf. »In diesem Fall ist es unangebracht, glauben Sie mir. Sie können gegen die Kräfte der Finsternis nicht ankommen, das steht fest.«

Bill enthielt sich eines Kommentars. Auch Suko sagte nichts. Er starrte in die Wolken und suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus der Misere. Sie konnten nichts tun!

»Wie weit ist es eigentlich bis zur Küste?« fagte Suko plötzlich.

Kelly riß erstaunt die Augen auf. »Wieso?«

»Bitte, geben Sie mir eine Antwort.«

Der Mann aus Kelgin hob die Schultern. »Hinter dem Berg Rücken fällt das Land direkt flach ab und endet an der Küste.«

»Gibt es dort einen Hafen?«

»Ja und nein.« Kelly hob die Schultern. »Da liegen ein paar Fischerboote, das ist alles.«

»Natürlich mit Motor - oder?«

»Auch.«

Bill Conolly stieß den Inspektor an. »Sag mal, was soll die Fragerei bedeuten?«

Der Chinese deutete in die Höhe. »Ich glaube nicht, Bill, daß dieses Hexenschiff immer in den Wolken bleiben wird. Sie wollen ihre Rache. Und sie wollen sie so, wie es schon vor Jahrhunderten war, wenn ich das alles richtig begriffen habe. Verstehst du?«

Bill nickte. »Allmählich kapiere ich. Du meinst, sie fahren hinaus auf das Meer.«

»Ja. Und dort könnten wir sie erwarten!«

Kelly mischte sich ein. »Sind Sie da sicher?«

Suko schüttelte den Kopf. »Sicher kann man nie sein. Was ist schon sicher? Daß wir sterben müssen, sonst nichts.«

»Ein verdammt schwacher Trost.«

»Natürlich.« Suko stieß Bill an. »Wir werden den Wagen nehmen und zum Strand fahren.« Er schaute Kelly ins Gesicht. »Kommen Sie mit?«

»Ja, ich habe dort ein Boot.«

»Ist es schnell?«

»Bei ruhigem Gewässer.«

»Was hält uns dann noch hier?«

Nichts hielt die Männer mehr, die sich sehr beeilten, um den Bentley zu erreichen. Sie wußten, daß sie riskant spielten, es konnte alles anders laufen, aber Suko vertraute auch den Gesetzen der Schwarzen Magie, die, falls nicht gravierende Gründe vorlagen, nie geändert wurden. Und diese Gründe sah Suko nicht.

Wenig später hatten sie den Wagen erreicht. Bill wollte fahren. Suko setzte sich in den Fond. Kelly nahm als Wegweiser neben dem Reporter Platz.

»Fahren Sie erst einmal geradeaus!« wies er den Reporter an. Conolly gab Gas. Die Reifen durchwühlten den Schlamm. Zum

Glück blieb der Wagen nicht stecken.

Der Ort lag hinter ihnen. Auch die Straßenverhältnisse besserten sich. Der dämonische Regen hatte nur mehr das Dorf erfaßt und nicht auch noch dessen Umgebung.

Viel schneller konnte Bill Conolly nicht fahren, das ließ der Weg einfach nicht zu, und als der neben ihm sitzende Kelly sagte: »Es wird noch enger«, unterdrückte Bill nur mühsam einen Fluch.

Sie fuhren durch eine hügelige Landschaft. Kein Wald war zu sehen, dafür viel Gras und Steine. Am Himmel ballten sich Wolken zusammen. Sie sahen düster aus und wirkten wie Vorboten eines drohenden Unheils. Kelly hatte nicht gelogen. In der Tat wurde die Strecke eng und auch kurvig. Bill mußte mit der Geschwindigkeit herunter. Willig nahm der Silbergraue die Kurven.

Es war nur mehr ein kurzes Stück. Schon bald näherten sie sich dem Meer. Da fiel das Gelände vor ihnen ab, und sie konnten bereits die wie gläsern wirkende Fläche des Sees erkennen.

Ein prächtiges Bild, für das alle drei keine Blicke hatten, denn der kleine Hafen war wichtiger.

»Da müssen wir hin«, erklärte Kelly. »Der Weg führt direkt zum Hafen.«

Bill nickte nur. Er fuhr jetzt schneller. Der Bentley protestierte wütend, aber er schaffte auch den Rest der Strecke.

Der Hafen war keiner. Er hatte nur das Glück, einigermaßen geschützt zu liegen. Es gab nicht einmal einen Kai. Die breiten Fischerboote schaukelten auf den auslaufenden Wellen. Taue verbanden sie mit in die Erde gerammten Pflöcken.

Der Kies knirschte, als Bill den Wagen ausrollen ließ. Rasch stiegen die drei Männer aus, und Kelly deutete auf die rechte Seite der kleinen Hafenbucht. »Da liegt mein Boot.«

»Ist es vollgetankt?« fragte Bill.

»Glaube schon.«

Bill verließ sich darauf und wollte losrennen, als Sukos Ruf ihn stoppte.

»Da!«

Der Chinese deutete zum Himmel. Die Blicke der beiden anderen folgten dem ausgestreckten Zeigefinger. Jetzt entdeckten auch sie das Hexenschiff.

Es jagte durch die Wolken.

Die drei Männer hielten den Atem an. Das hatten sie nicht erwartet. Es war ein unheimliches Bild, kaum zu fassen und nicht erklärbar. Ein regelrechtes Geisterschiff fuhr durch die Wolken mit geblähtem und gleichzeitig zerfetztem Segel.

Ob das Schiff eine Besatzung besaß, konnten die Männer von ihrer Position aus nicht erkennen. Die Wolken nahmen ihnen die Sicht. Keiner sprach. Jeder der drei verfolgte staunend den Weg des Schiffes durch die Wolken.

»Das ist wie im Märchen!« hauchte Kelly und strich sein schwarzes Haar zurück.

»Nur enden Märchen meistens gut. Was ich bei diesem Fall noch nicht behaupten kann.« Bill hatte die Hände geballt und flüsterte den Namen seines Freundes John Sinclair.

»Glaubst du, daß sich John auf Deck befindet?« fragte Suko.

»Sicher.«

»Und wie holen wir ihn da weg?« fagte Kelly.

»Das Schiff wird landen«, erwiderte Suko überzeugt. »Ein Schiff ist für das Meer gebaut und nicht für die Luft.« Er grinste. »Von einigen Ausnahmen mal abgesehen. Wir müssen uns sputen, um ins Boot zu kommen. Los, Freunde, ran!«

Kelly war am schnellsten bei seinem Boot. Er löste das Tau und schob den Kahn ins Wasser. Hochseetüchtig war er nicht. Sie würden mit den Wellen sicherlich Mühe haben und mußten geschickt die Dünung abreiten, wenn sie vorankommen wollten.

»Dafür hat es einen Rolls-Motor«, erklärte Kelly und grinste dabei.

»Das Boot ist schnell. Ihr werdet euch wundern.«

»Dann mal los!«

Während Bill die Worte sprach, tuckerte bereits der Motor. Kelly startete, und der Reporter wurde zurückgeworfen. Er fiel auf die kleine Sitzbank am Heck.

Suko lachte hart auf. Wasser schäumte. Gischtfontänen bildeten zu beiden Seiten Vorhänge.

Die Wellen rollten heran. Sie schlugen gegen den Kiel, hoben das Boot manchmal hoch, daß Bill und Suko das Gefühl haben konnten, auf einem Springball zu sitzen.

»Die Brandung ist immer am schwierigsten«, erklärte Kelly.

»Danach wird es besser. Da könnt ihr euch auf mich verlassen.«

»Klar.« Bill grinste. »Bleibt uns ja nichts anderes übrig.« Wie auch Suko, so suchte der Reporter ebenfalls den Himmel ab. Er wollte den Weg des Hexenschiffes verfolgen, sah es wieder, aber nicht am Himmel, sondern auf dem Meer.

Beinahe wäre er heftig aufgesprungen, hielt sich im letzten Augenblick zurück und beobachtete nur.

Das Hexenschiff stand!

Jedenfalls hatte Bill den Eindruck, denn auch das Segel hing schlaff vom Mast.

Am Ruder drehte Kelly sich um. »Da ist das Schiff ja. Was machen wir? Sollen wir weiterfahren?«

»Halten Sie Kurs!«

»Und dann?«

»Werden wir versuchen, an Bord zu gelangen. Wir müssen die Hexen vernichten.«

»Wie denn?«

»Da lassen Sie sich mal überraschen.«

»Das geht kaum noch.«

Bill und Suko grinsten sich an. Die beiden waren ziemlich optimistisch, im Gegensatz zu Kelly, der dafür das Boot hervorragend steuerte. Sie näherten sich dem Schiff. Bill und Suko überprüften die Waffen. Dabei griff der Reporter in seinen Gürtel und holte einen ganz besonderen Gegenstand hervor. Es war eine silberne Banane. So jedenfalls sah der Gegenstand im ersten Augenblick aus. Ein jeder, der genauer hinschaute, hätte in ihm einen Bumerang erkannt. Ihn hatte Bill noch an sich genommen.

»Willst du den Mast damit absägen?« fragte Suko grinsend.

»Zur Not.«

»Da, das Feuer!«

Kelly war außer sich. Er deutete nach vorn, ging sofort mit der Geschwindigkeit herunter und sah schon die Flammen wie gierige Finger am Segel hochzüngeln...

Mich hatte es erwischt.

Vielleicht ein Ruderblatt, so genau hatte ich es nicht erkennen können, jedenfalls war ich ziemlich groggy und fühlte mich wie gerädert, als ich wieder zu mir kam und die Augen öffnete.

Gut ging es mir wahrlich nicht. Ich wollte mich aufsetzen und gehen, als ich merkte, daß dies nicht möglich war.

Man hatte mich gefesselt. Und ich stand bereit. In meinem Rücken spürte ich etwas Hartes, wenn ich mich nach hinten drückte. Im ersten Moment wußte ich nicht, worum es sich handelte, doch als mir mühsam ein erster Rundblick gelang, wußte ich Bescheid.

Die Hexen hatten mich am Schiffsmast gefesselt!

Nicht schon wieder, dachte ich und erinnerte mich an das Abenteuer in Hongkong, wo man mich an den Todesfelsen gekettet hatte. Diese Lage war ähnlich, nur hatten die Hexen keine Ketten benutzt, sondern Taue, die mich von den Knien bis zu den Ellbogen umspannten. Die Taue waren in ziemlicher Hast um mich gewickelt

worden, sie saßen nicht allzu fest. Fünf Hexen hatten ihren Spaß und ihr Vergnügen. Sie hatten darauf gelauert, daß ich erwachte, und als sie merkten, daß dieses Ereignis eingetreten war, begannen sie zu lachen.

Sie weideten sich an meiner Hilflosigkeit, schnellten hin und wieder vor, griffen nach mir, ohne mich allerdings zu berühren, denn ihre gespreizten Hände zuckten kurz vor meinem Gesicht wieder zurück. Irgend etwas mußte sie an mir stören, und ich überlegte krampfhaft, was es wohl sein könnte.

Bis mir das Kreuz einfiel!

Sicher, daß mußte es sein. Mein Kreuz! Die Hexen, als Verfechter der anderen Seite, spürten die magische Ausstrahlung und verhielten sich dementsprechend vorsichtig.

Auch ihre Anführerin Esmeralda, die dennoch am wildesten tobte und kreischte.

»Deinen Tod, Sinclair. Wir wollen deinen Tod. Du wirst so sterben wie die anderen!«

Damit meinte sie die Sklaven, die angekettet auf den Ruderbänken hockten. Ich sah auch den Mann, den ich hatte retten wollen. Er lag nicht weit von mir entfernt an Deck, war zum Glück nicht tot, nur völlig entkräftet, denn er versuchte vergeblich, auf die Beine zu kommen. Wenn er einmal kniete, sackte er immer wieder zurück und fiel auf die Planken. Dabei gab er leise, stöhnende Laute von sich. Die anderen Männer und Frauen aus dem Ort hockten gebeugt und stumm auf ihren Ruderbänken. Die Hände umklammerten die Ruderstangen, während zwischen mir und ihnen Wolkenfetzen trieben, die manchmal wie lange, dünne, graue Schleier aussahen. Der Teufel war verschwunden. Ich glaubte nicht daran, daß er sich in sein Reich zurückgezogen hatte. Sicherlich beobachtete er aus einer gewissen Entfernung den Ablauf der Ereignisse.

Wenn es den Hexen tatsächlich gelang, mich umzubringen, konnte er

triumphieren.

Ich bewegte mich, so gut es die Fesseln zuließen. Natürlich konnte ich meine Arme nicht heben, aber durch die Bewegungen merkte ich, daß sich die Stricke ein wenig lockerten. Leider nicht so weit, daß ich hindurchschlüpfen konnte.

Zudem dachte ich noch immer daran, wo wir uns befanden. Nicht auf dem Wasser, sondern in der Luft. Beides besitzt keine Balken, nur war mir persönlich das Wasser lieber.

Manchmal hörte ich über mir ein Knattern. Immer dann, wenn der Wind in das Segel fuhr, es aufblähte oder durch die Stoffritzen pfiff. Ich wartete ab und stoppte meine Bemühungen, wenn ich die Blicke der Hexen auf mich gerichtet sah. Ich wollte nicht riskieren, noch einmal bewußtlos geschlagen zu werden. Das eine Mal reichte mir, denn die Nachwirkungen waren nicht ohne.

Kopfschmerzen, Schwindelgefühl, Nackenschmerzen, die sich hinunter bis in den Rücken zogen. Wenn ich den Kopf stillhielt, ließen sie sich ertragen.

Esmeralda hatte das Kommando auf dem Deck des Hexenschiffes übernommen. Urplötzlich ließ sie sich auf die Knie fallen, streckte die Arme gegen die Wolken, als wollte sie diese umfangen. »Ihr Geister der Natur!« schrie sie laut und krächzend. »Ihr Arme des Windes, bitte, tut mir den Gefallen und stellt euch auf meine Seite. Ich will und ich werde euch beschwören, denn ihr gehorcht demjenigen, dessen Dienerin ich bin, und der die Elemente beeinflussen kann.«

Damit war der Teufel gemeint!

Und sie gehorchten tatsächlich. Plötzlich einsetzender Wind zerriß die Wolken, so daß ich den blauen Himmel sehen konnte. Gleichzeitig hörte ich das Knattern des Segels.

Wir nahmen Fahrt auf.

Es war unwahrscheinlich. Das Schiff schien sich auf unsichtbaren

Wellen zu befinden. Das Heck wurde immer tiefer gedrückt, der Bug stellte sich in die Höhe, und der gesamte Kahn schien plötzlich überzurollen, obwohl kein Wasser vorhanden war.

Wir schaukelten auf unsichtbaren Wellen, getrieben von der Kraft einer kaum faßbaren Magie, die mit dem Schiff spielte, als wäre es ihr Eigentum.

»Segeln!« brüllte Esmeralda. »Wir segeln in die Unendlichkeit. Unser Ziel ist die Hölle. Uns gehören Himmel und Meer. Hexenschiff ahoi! Die Zeit der Rache ist da!«

Ihre vier Hexenschwestern klatschten in die Hände. Auch ich spürte den Wind. Er zerrte an mir, blies mir scharf in das Gesicht und ließ mich meine Kopfschmerzen vergessen. Es ging voran!

Die Richtung konnte ich nicht feststellen. Ich sah nur die huschenden oder jagenden Wolkenfetzen, die uns bei der Fahrt über den Himmel begleiteten.

Der Wind zerzauste die Frisuren der Hexen, stellte sie hoch, so daß sie wie grauweiße Fahnen wirkten, als sie um die hageren Schädel flatterten.

Ein Beobachter hätte es bestimmt für ein schaurigschönes Bild gehalten, ich dachte da anders und bemühte mich weiter, die Fesseln loszuwerden. Bis plötzlich das fast zerstörte Gesicht einer Hexe dicht vor meinen Augen auftauchte.

Sie funkelte mich bösartig an und schleuderte mir ihre nächsten Worten entgegen. »Wenn du versuchst, dich zu befreien, werden wir die anderen töten. Und mit dem beginnen wir!« Dabei deutete sie auf den vor mir liegenden Mann.

»Wer ist er?« rief ich gegen den Wind an.

»Jemand, der sich im Dorf aufgehalten hat und sich gegen uns stellte.«

»Ich will seinen Namen erfahren.«

»Weiß ich nicht. Es interessiert uns nicht. Dem Teufel ist es egal,

wie die Menschen heißen, deren Seelen er bekommt.«

Da hatte sie recht. Satan kam es allein auf die Seelen an. Aber der Mann hatte unsere Worte gehört, denn er drehte sich so, daß er mich anschauen konnte.

Sein Gesicht war gezeichnet. Die Brille hatte man ihm vom Nasenrücken geschleudert. Wahrscheinlich durch Peitschenhiebe, denn die Wunden auf den Wangen konnten meines Erachtens nur daher stammen. Ich preßte die Lippen hart zusammen. Gleichzeitig versuchte ich, ihm mit den Augen ein Zeichen zu geben, damit er sich beruhigte, denn er sollte die Hoffnung nicht verlieren.

»Ich heiße Malt!« keuchte der Mann. »Jerry Malt. Und ich bin in diesen Horror hineingeraten, ohne daß ich etwas dafür konnte. Wir haben keine Chance mehr, Mann, keine Chance, begreifen Sie das doch! Die anderen sind stärker.«

Nach diesen Worten sackte er wieder zusammen. Sie hatten ihn zu sehr angestrengt.

Ja, ich hatte für ihn Verständnis. Mir wäre es nicht anders ergangen in seiner Lage. Ich jedoch war der Fachmann und kannte mich in ausweglosen Situationen aus. Zwar sah es im Augenblick schlecht aus, die Hoffnung hatte ich nicht aufgegeben. Ich merkte, daß wir an Höhe verloren. Fast kam ich mir vor wie in einem zur Landung ansetzenden Jet. Auch wir gingen tiefer, nur befand sich unter uns keine Rollbahn, sondern der Ort Kelgin.

Sollte das wieder unser Landeplatz werden?

Für einen Moment war mein Blickwinkel ziemlich günstig. Keine Woklen trübten die Sicht, ich erkannte die Straße, in der ich meinen Wagen geparkt hatte. Es gab ihn nicht mehr! Im ersten Moment dachte ich an einen Irrtum, sah noch einmal hin und mußte feststellen, daß der Wagen verschwunden war.

Wer hatte ihn genommen?

Darüber zerbrach ich mir den Kopf, ohne eine Lösung zu finden.

Automatisch kam ich auf Suko und Bill. Vielleicht hatten sie den Wagen benötigt.

Menschen entdeckte ich keine. Nach wir vor wirkte die Hauptstraße wie leergefegt.

Schon bald war das Dorf unter uns verschwunden, und die unheimliche Reise ging weiter.

Wenn ich jetzt in die Tiefe schaute, sah ich die Küstenlandschaft von Wales unter mir. Sanfte Hügelketten, mit Gras bewachsen. Dazwischen die Täler, schmale Wege, in der Ferne eine steile Küste, wo die Brandung wie ein weißer Bart gegenschäumte, und wenig später befanden wir uns bereits über dem Meer. Esmeralda schlich herbei. Ihr Anblick erinnerte mich wieder an die Tatsachen und auch daran, daß ich hier keine Ballonfahrt unternahm, wenn es auch manchmal so aussah.

»Wir sind bald da!« erklärte sie mir und funkelte mich an. »Ja, wir sind bald da. Dann wird sich euer Schicksal erfüllen. Mich und meine Hexenschwestern haben sie zu töten versucht, es aber nicht geschafft. Wir nahmen dafür Rache. Der Teufel lässt seine Diener nicht im Stich, das kann ich dir schwören. Man setzte uns aus, wir wurden angetrieben und baten die Menschen, uns zu helfen. Sie taten es nicht, dafür werden sie bezahlen. Mit allem, was sie haben. Mit ihrem Leben!« Sie setzte ein Lachen hinterher, das mir Angst einflößte.

Dann drehte sie sich um, bevor ich noch eine weitere Frage stellen konnte.

Sie schritt hoch zum Aufbau, blieb dort stehen wie eine Königin, und ihre Haare flatterten im Wind, während sie mir noch mit aller Kraft entgegenschrie: »Rache für Wikka! Rache für unsere Königin, die auf euer Konto geht, und die ihr...« Den Rest der Worte riß ihr der scharfe Wind von den Lippen, der auch über mir das fast zerfetzte Segel knattern ließ.

Es war eine unwirkliche Situation. Zwar war ich Vorjahren einmal an einen Mast gefesselt worden, da befand sich das Schiff jedoch nicht in der Luft, sondern auf dem Wasser, wo es hingehörte. [2] Das Meer rückte näher.

Schon jetzt sah ich die weite Dünung, die langen Wellen mit ihren weißlich und glasartig schimmernden Kämmen, die dem Strand entgegenrollten.

Ich konnte bis zum Horizont schauen, wo der graue Himmel und das Wasser zu einer Einheit zusammenwuchsen. An Deck tat sich etwas. Die vier Hexenschwestern von Esmeralda nahmen ihre Plätze ein. Und ich sah, daß sie sich bewaffnet hatten.

Sie trugen Peitschen!

Es hatte ja so kommen müssen. Ich dachte an die zerfetzte Kleidung der Rudersklaven. Bestimmt waren die Menschen schon von den Hexen malträtiert worden.

So grausam dieser Vorgang auch war, er war gleichzeitig irgendwie natürlich, denn im Altertum und auch noch im Mittelalter, zur Hochblüte der Segel-Schiffahrt, wurde auf gewissen Booten und Schiffen gepeitscht. Besonders dann, wenn Sklaven ruderten und die oft schweren Schiffe durch die wilden Fluten trieben. Die vier Hexen hatten sich die Arbeit aufgeteilt. Jeweils zwei von ihnen bewachten die Reihe der Sklaven und würden, wenn diese nicht gehorchten, eiskalt zuschlagen.

Noch hatte das Schiff keinen Kontakt mit der See. Das würde sich in den nächsten Sekunden ändern, denn die wie aus Glas geschliffenen Wellenberge rauschten heran.

Ich bekam wieder Zeit, an meinen Fesseln zu arbeiten. Zunächst einmal spielte ich Schlange. Dabei drehte ich mich in den Stricken, ruckte gleichzeitig mit dem Oberkörper vor, wieder zurück und merkte, daß der Mast doch nicht so knochenhart war. Er gab knirschend nach. Das Hexenschiff setzte auf.

Es ging nicht so glatt wie bei der Landung eines Jets. Die Wellen waren unberechenbarer. Sie hämmerten gegen den Rumpf, schüttelten das Schiff durch, und das übertrug sich auch auf mich, so daß ich in den Stricken nach vorn, zur Seite und gegen den Mast geschleudert wurde, der leider noch hielt.

Selbst die Hexen hatten es schwer, sich auf den Beinen zu halten. Einmal kippte das Boot nach Backbord, so daß in die Reihen der »Rudersklaven« ebenfalls Bewegung geriet, wobei die einen gegen die Bordwand und die anderen von ihr weggedrückt wurden. So weit, daß sich die Ketten spannten.

Der Bug zerschnitt die erste Welle.

Sie war langgezogen und hoch. Plötzlich türmte sie sich zu beiden Seiten der Bordwand auf und rollte über uns hinweg. Keiner blieb von der Nässe verschont. Auch mich packte sie. Die Gefangenen wurden ebenfalls überspült, und nur Esmeralda bekam wenig mit. Sie stand nach wie vor auf dem Dach des alten Ruderhauses und schickte uns ein gellendes Gelächter entgegen. Nur allmählich beruhigte sich das Schiff. Es sah so schwer und klobig aus, wobei es dennoch zu einem Spielball der Wellen wurde, da es noch steuerlos über das Meer fuhr.

Dann gab Esmeralda den Befehl. Zuerst hob sie ihren rechten Arm, ließ ihn plötzlich fallen, und ihrer Kehle entrang sich ein gewaltiger Schrei, der in den folgenden Worten endete.

»Rudert, Sklaven, denn ihr seid diejenigen, die für die Sünden eurer Ahnherren büßen müßt. Rudert in den Tod hinein!«

Im nächsten Moment schwangen die vier Hexen die Peitschen. Ich sah, wie die Riemen auf die Rücken der Menschen klatschten und erkannte auch die Funken, die plötzlich in die Höhe stoben. Das waren magische Peitschen, keine normalen. Wahrscheinlich verdoppelten die Treffer die Schmerzen der Menschen. Es blieb den Bedauernswerten nicht anderes übrig, als den Befehlen Folge zu

leisten.

Beide Hände hielten sie jeweils um die dicken Wulste der Ruderstangen, während die Blätter zu beiden Seiten des Hexenschiffes ins Wasser tauchten.

Vor und zurück schwangen die Körper. Zuerst noch ungleichmäßig, so daß das Schiff keinen korrekten Kurs laufen konnte. Peitschenschläge sorgten dafür, daß die Fahrt glatter wurde.

Die Hexen wußten genau, wie sie zu schlagen hatten. Ich hörte so manche Schreie über Deck hallen und beeilte mich, die Fesseln loszuwerden.

Durch meine eigenen Bemühungen achtete ich nicht so intensiv auf die übrigen Hexen. Das rächte sich, denn plötzlich erwischte es mich. Ein Peitschenhieb traf meinen Hals und einen Teil des Gesichts. Ich spürte einen beißenden Schmerz, konnte es zwar nicht sehen, dennoch glaubte ich, daß Haut ab- und aufgerissen worden war.

»Hör auf!« schrie Esmeralda. »Gib auf, du wirst es nicht schaffen! Unsere Rache ist stärker. Wir lassen sie uns von keinem auf der Welt nehmen. Hast du verstanden, du Hund?«

Ich nickte verbissen und entging so dem zweiten Hieb. Es wäre unklug gewesen, die Hexen weiter zu reizen, denn sie waren unberechenbar geworden. Sie wollten das Schicksal, das sie erlitten hatten, in der Neuzeit wiederholen.

Der Rhythmus wurde besser. Die Menschen gewöhnten sich an die harte Arbeit und ruderten, als ginge es um ihr Leben. Nur noch vereinzelt schlugen die vier Hexen zu. Dann waren es in der Regel Frauen, die von den Hieben getroffen wurden.

Sie zuckten zusammen, schrien, und ich fragte mich, wie lange es die Leute noch aushalten konnten.

Mein Blick war starr dem Horizont entgegengerichtet. Ich schmeckte Blut auf der Lippe. Der Hieb hatte mich stärker erwischt,

als es im ersten Moment den Anschein gehabt hatte.

Wo befand sich mein Kreuz?

Da es nicht vor der Brust hing, mußte ich es eigentlich noch in der Tasche haben, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß es die Hexen angefaßt hatten.

Das Kreuz war der Joker.

Nur kam ich an ihn nicht heran.

Ich nicht, aber Jerry Malt!

Die Idee blitzte plötzlich in meinem Kopf auf. Das war es. Ich mußte ihn dazu bringen, zu mir zu kriechen und mir das Kreuz abzunehmen. Wenn er es besaß, konnten auch ihm die Hexen nichts mehr antun. Zwar war die Entfernung zwischen ihm und mir ziemlich kurz, dennoch sehr weit. Wie sollte er die Strecke überwinden, ohne von den Hexen angegriffen und behindert zu werden.

Im Moment hatten die Geschöpfe des Teufels andere Sorgen. Sie kümmerten sich um die »Sklaven« und gönnten Jerry Malt nicht einen Blick.

Ja, es war günstig!

Der Mann war erschöpft. Seine Gegnerinnen hatten ihn malträtiert, ihm übel mitgespielt, dennoch mußte es ihm gelingen, sich noch einmal zusammenzureißen. Wenn er mein Kreuz an sich nehmen konnte, war viel, wenn nicht alles gewonnen.

Ich sprach ihn an. Leise konnte ich nicht reden, denn ich mußte mit meiner Stimme das Knattern des Segels übertönen. Wenn ich seinen Namen zu laut rief, wurden die anderen aufmerksam. Das sah nicht gut aus.

Dennoch, es war einen Versuch wert.

»Jerry!« rief ich. »Jerry Malt! Hören Sie mich?«

Er reagierte nicht.

Meine Hoffnung sank zwar, trotzdem wollte ich nicht aufgeben. Noch einmal versuchte ich es, nachdem ich mich durch einen

Rundblick vergewissert hatte, daß die Luft rein war und die fünf Hexen nicht in meiner unmittelbaren Nähe standen.

»Mr. Malt, hören Sie mich?«

Ja, er regte sich. Er hatte mich also gehört und wälzte sich auf die Seite, in mein Blickfeld.

Ich schaute in ein blutiges und verquollenes Gesicht und redete in einem beschwörenden Tonfall weiter. »Mr. Malt, reißen Sie sich noch einmal zusammen. Sie müssen zu mir kommen!«

Er wollte etwas sagen, hatte auch schon den Mund geöffnet, nur bekam er keinen Laut hervor.

Verdammtd, das ging schief.

Einen dritten Versuch unternahm ich, und der bewirkte etwas. Durch die Gestalt des auf dem Deck liegenden Mannes fuhr ein Ruck. Er schaute zunächst noch skeptisch, und als ich nickte, da verzerrten sich seine aufgerissenen Lippen zu einem verstehenden Grinsen.

»Ich komme schon!« keuchte er. »Ich komme zu Ihnen. Warten Sie, ich werde Sie...« Er schwieg plötzlich, als er damit begann, über die Schiffsplanken zu kriechen.

Dabei streckte er die Arme aus, suchte Halt in zahlreichen Spalten oder Ritzen und schob sich immer weiter in meine Richtung. Die Kleidung schleifte über den Boden. Ein paarmal knickte er ein, ich munterte ihn auf und schaute dabei über das Deck. Hoffentlich blieben die Hexen bei ihren Gefangenen.

Die Distanz zwischen uns schmolz zusammen. Ich sah das Gesicht des Mannes jetzt deutlich. Schmerz, Verzweiflung, aber auch ein wenig Hoffnung zeichneten sich in seinen Zügen ab.

Jerry Malt gab wirklich sein Letztes. Er wußte auch genau, daß es unsere einzige Chance war.

Wenig später klatschten seine Hände auf meine Füße. Er spreizte die Finger und griff in den Stoff meiner Hosenbeine, um sich dort

festzuhalten. Dann zog er die Beine an, so daß er sich hinknien konnte.

»Okay, okay«, sagte ich. »Sie haben es gleich geschafft. Versuchen Sie, in meine Tasche zu greifen.«

Mühsam öffnete er den Mund. »In welche?«

»In die rechte.«

Er zog sich an mir hoch. Seine Fingernägel verhakten sich im Stoff der Hose, so daß ich manchmal das Gefühl hatte, eine Katze würde an meinen Beinen in die Höhe kriechen. Dann hielt er sich mit einer Hand am Gürtel fest, während die andere versuchte, in meiner rechten Tasche zu verschwinden.

Da hörte ich Schritte.

Und einen wütenden Schrei.

Zwei Sekunden später hätte die Zeit gereicht. So aber gelang es Esmeralda, uns zu schnell zu erreichen. Sie war plötzlich da, ich sah hinter Malts Schulter ihr verzerrtes Hexengesicht, und im nächsten Augenblick schlug sie ihre Hände in seinen Körper. Malt brüllte wie am Spieß.

Er wurde zurückgerissen, hielt aber noch wie im Krampf den Aufschlag meiner rechten Jackentasche fest, als wäre er ein Rettungsanker. Die Tasche bog sich nach außen. Ich hatte zur Seite geschielt und sah das silbrige Schimmern des Kreuzes.

Wenn es jetzt herausfiel, dann...

Es blieb hängen. Zum Teil schaute es noch hervor, das war auch alles. Der Plan hatte nicht geklappt.

Und Malt mußte büßen.

Die Hexe schleuderte ihn auf das Deck. Er krachte dabei auf den Rücken und streckte ihr abwehrend beide Arme entgegen. In seinen Augen flammte die Panik, und ich wußte, daß Esmeralda kein Pardon mehr kennen und ihn vor meinen Augen töten würde.

»Laß es!« schrie ich.

Sie fuhr herum.

Ich merkte den plötzlichen Ansturm des Grauens, der mich streifte. Es war die Schwarze Magie, die sie beherrschte, aber ich widerstand. Wie schon so oft und geschützt durch mein Kreuz.

»Nein!« brüllte sie. »Nein! Ich werde ihn...«

Das Geschrei ihrer eigenen Schwestern ließ sie nicht mehr weitersprechen, und aufmerksam werden.

Zwei Hexen standen an der Bordwand und deuteten auf die See.

»Da ist ein Boot!« schrien sie zugleich.

»Es kommt auf uns zu. Menschen, sie wollen...« Ihre Stimmen brachen ab, weil sie sich überschlugen.

Esmeralda wurde abgelenkt. Sie ließ Jerry Malt kurzerhand liegen, er war nicht wichtig.

Die Gefangenen ruderten unverdrossen weiter. Ihre Angst vor Peitschenhieben war einfach zu groß, als daß sie sich durch irgendwelche Vorgänge hätten ablenken lassen.

Ich schaute über die Reling.

Leider konnte ich nicht viel sehen. Nur Wellenberge und die lange Dünung, aber ich hörte etwas.

Das Tuckern eines Motorboots.

Gesehen hatte ich ja nichts. Nur ahnte ich inzwischen, wer da ankam. Das mußten Suko und Bill sein. Eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht.

Meine Hoffnungen stiegen wieder, verpufften aber wenig später, denn die Hexen griffen zum letzten Mittel.

»Brennen!« brüllte Esmeralda voller Wut und Haß. »Das verdammt Schiff soll brennen. Wie damals! Wie damals!«

Und ihre Hexenschwestern reagierten. Sie begannen zu tanzen, während plötzlich aus ihren Armen Feuer schlug, über meinem Kopf gegen das Segel züngelte und es in Brand setzte.

Ich hörte das Fauchen, drehte den Kopf und sah gleichzeitig, wie

die Flammenzungen über die Planken leckten.

Im Nu hatte sich ein feuriger Kreis gebildet.

Dessen Mittelpunkt war ich!

»Verdammtd, die haben das Schiff angesteckt!« Diese Worte schrie Kelly den beiden Freunden entgegen, die sich anschauten und ebenfalls so überrascht waren, daß sie nichts sagen konnten.

Die Entfernung zum Schiff betrug grob geschätzt vielleicht 500 Yard, und sie würde sehr schnell zusammenschmelzen, wenn man mit Höchstgeschwindigkeit fuhr. Bill und Suko dachten dabei an John Sinclair, der sich ihrer Ansicht nach nur an Deck befinden konnte und das gleiche Schicksal erleiden sollte wie vor Jahrhunderten die Hexen.

»Vollgas!« schrie Suko.

Kelly hatte verstanden und nickte. Er sah blaß aus. Die Angst machte sich bemerkbar.

Die Wellen kamen von den Seiten und von vorn. Kelly achtete nicht mehr darauf, ihnen auszuweichen oder geschickt über die Kämme zu reiten. Für ihn zählte allein der Erfolg.

Er mußte es schaffen. Bill und Suko drückten sich neben den Führer, um besser sehen zu können, obwohl ihnen Gischt und Spritzwasser einen Großteil der Sicht nahmen.

Das Hexenschiff wurde auch nicht mehr gerudert oder gesteuert. Die Ruderstangen wurden von keinen Händen mehr gehalten. Im rechten Winkel zur Bordwand schwangen sie auf und ab wie hölzerne Arme. Es grenzte schon an Wahnsinn, mit dieser Geschwindigkeit zu fahren. Und Kelly setzte wirklich alles auf eine Karte. Einer hohen Welle konnte er nicht mehr ausweichen und fuhr mittendurch.

Der nasse Berg türmte sich vor dem Bug auf, wuchs noch höher, bevor er über dem Schiff zusammenbrach.

Sekundenlang waren die drei Männer unter den Massen begraben. Sie klammerten sich fest, damit sie nicht von dem fortlaufenden Wasser mitgerissen wurden.

Das kleine Boot schwankte. Kelly hielt das Ruder, Bill und Suko hatten Haltestangen gefunden. Kräfte spielten mit ihren Körpern, die sie nicht kontrollieren konnten. Hin und her wurden sie geschüttelt und herumgeworfen. Die Zeitspanne, bis sich das Boot wieder »erholte«, kam ihnen unendlich lang vor.

Es tat sich sehr schwer, schlingerte und stampfte fast widerwillig in den Fluten.

Die drei Männer waren naß bis auf die Haut. Gewonnenen hatten sie nichts, die hohe Welle hatte sie wieder zurückgedrückt, aber sie mußten weiter, denn vor ihnen brannte das Hexenschiff lichterloh, und sie hörten bereits die ersten Schreie der angeketteten Menschen.

»Volles Rohr!« brüllte Bill Kelly zu. »Geben Sie Gas und halten Sie noch mal drauf.«

»Und wenn wieder eine Welle...«

»Egal!«

Kelly nickte, Er preßte hart die Lippen zusammen. Und ebenso hart umklammerten seine Hände das Ruder, während Bill und Suko darauf lauerten, an Bord des Hexenschiffes gehen zu können...

Es brannte!

Über, neben, hinter und vor mir, wohin ich auch schaute, ich sah nur die Flammen, die tanzenden, feurigen Fingern glichen und mit ihrem Schein die schrecklichen Gestalten der sich wild gebärdenden Hexen noch schauriger aussehen ließen.

Sie tanzten den Hexenreigen!

Dieser uralte Hexentanz, die Freude auf den baldigen Tod des Gegners hatten sie auch in der heutigen Zeit keinesfalls vergessen. Sie wollten meinen Tod feiern.

Und der war nicht mehr weit!

Ich spürte die Hitze der Flammen. Sie rollte und wehte wie ein tödlicher Hauch heran, kesselte mich ein und raubte nicht nur den Sauerstoff aus der Luft, sondern mir auch den Atem.

Ich hatte den Mund aufgerissen und versuchte zu atmen. Heiße Luft drang in meine Lungen.

Um mich herum zuckten und waberten die Flammen. Sie hatten eine Wand gebildet, meine Sicht war nur mehr verschwommen, so daß ich die tanzenden Hexen als geisterhaft wirkende Gestalten sah. Huschende Schemen in einer Hölle aus Rauch und Feuer.

Hell loderte auch das Segel. Die Flammen zerfetzten und zerfraßen es. Wind fuhr gegen das Tuch, ließ das Feuer noch einmal auflodern und riß auch Stücke aus dem Segel, die wie brennende Teppiche auf das Deck fielen.

Noch stärker wurde die Hölle angeheizt. Nicht allein durch das Feuer, auch durch die Schreie der Menschen. Die Gefangenen waren angekettet, sie konnten sich nicht befreien. Auch sie mußten bereits die Hitze des Feuers spüren, das sie irgendwann zerschmelzen würde. Ihre Schreie waren kaum auszuhalten und übertönten das dumpfe Brausen des Feuers.

Jerry Malt, der mir hatte helfen wollen, lag zwischen dem Mast und den Hexen. Er kroch davon und an den Füßen der Tanzenden vorbei. Daß er dabei einige Male getroffen wurde, schien er kaum wahrzunehmen. Er wollte sich nur mehr retten. Die Todesangst hatte letzte Kräfte bei ihm mobilisiert.

Dann schrie ich.

Ein Stück Segeltuch war vom Wind erfaßt und so auf mich zugeweht worden, daß es dicht an meinem Gesicht vorbeistreifte und ich das Gefühl bekam, die Haut würde mir von den Knochen gezogen. Ich schrie!

Und ich kämpfte!

Vielleicht war das Feuer meine Chance. Wenn ich die Nerven behielt, mußten sich die Flammen in Kürze so weit ausgebreitet haben, daß sie auch den Mast erfaßten und ihn zerstörten.

Ich half dabei mit.

Trotz meiner Schwäche, die sich immer stärker in mir ausbreitete, wuchtete ich meinen Körper vor und zurück. Drehte mich auch nach links, dann wieder nach rechts und versuchte, die verdammten Stricke so weit zu lockern, daß ich mich hindurchschieben konnte. Ja, sie saßen nicht mehr so fest.

Und die Hexen tanzten weiter!

Sie drehten ihre Kreise, hüpfsten von einem Fuß auf den anderen. Makaber und grotesk kam mir ihr Tanz vor.

Für mich sollte er tödlich werden!

Das Brausen der Flammen wurde stärker. Auch die Aufbauten waren mittlerweile vom Feuer erfaßt worden. Da brach das Holz weg. Ich hörte das Krachen und Splittern, sah den dicken, fetten Rauch über das Deck treiben und vernahm auch die Schreie der Angeketteten. Ich konnte ihnen nicht helfen!

Aber was war mit Suko und Bill! Verdammt, sie mußten doch inzwischen angelegt haben! Weshalb kamen sie nicht an Deck und räumten auf? Warum hörte ich keine Schüsse?

Dafür vernahm ich die schaurige Musik des Feuers. Ich mühte mich weiter, zerrte, drehte, lockerte und rutschte durch, denn gleichzeitig hatte ich mich in die Knie fallen lassen.

Ja, ich kam frei!

Am liebsten hätte ich geschrien. Das wiederum hätte Kraft gekostet, die ich unbedingt noch brauchte. Die Hexen würden alles daransetzen, um meine Flucht zu verhindern. Dafür sah ich diese Wesen an. Ich war nach unten gerutscht und berührte mit meinen Knien zuerst den Boden. Dabei spürte ich die Stricke, wie sie an meiner Brust entlangglitten, auch das Gesicht erfaßten, über die Haut

zogen und meinem sowieso schon heißen Gesicht noch mehr Schmerzen zufügten. Schrill war das Gelächter der Hexen. Sie hatten meine Bemühungen miterlebt, aber noch nicht eingegriffen. Wie ich auf die Füße kam, wußte ich nicht, ich bekam keine Luft mehr. Immer wenn ich einatmete, hatte ich das Gefühl, Feuer zu trinken, das durch meinen Hals rann und erst im Magen allmählich verlöschte.

Ich wankte auf die Hexen zu.

Sie kamen mir entgegen. Sie wollten endlich den Schlußstrich ziehen, und ich sah im Widerschein der Flammen ihre schrecklichen entstellten und verzerrten Fratzen.

Übergroß erschien Esmeralda vor mir. Ich ging noch immer gebückt und sah, daß sie etwas in der Hand hielt. Es war eine Stange oder ein Balken.

Hoch schwang sie die Arme über den Kopf und setzte zu einem Hieb an, der mir sicherlich den Schädel gespalten hätte.

Ich bewegte mich weiter, glaubte schnell zu sein und war doch nur langsam wie eine Schnecke. Ich dachte nicht einmal mehr an die Beretta, sondern nur mehr daran, dem Feuer zu entkommen. Das nutzte die Hexe aus.

Sie schlug!

Und ich hörte das Klatschen!

»Längsseits, verdammt, geh längsseits!« Bill Conollys Stimme überschlug sich, als er Kelly den Befehl zuschrie. Wenn der Mann nicht beidrehte, bestand die Gefahr, daß ihr Motorboot von einer Welle gepackt und gegen das Hexenschiff geworfen wurde.

Wenn das passierte, war es aus!

Kelly gehorchte. Er riß das Ruder hart herum. Bill, der ebenso wie Suko auf dem Sprung stand, um das Hexenschiff zu entern, wurde herum- und zurückgeschleudert. Er fand keinen Halt mehr, krachte auf die Planken und begann zu fluchen.

Aber er war sofort wieder auf den Beinen, blieb breitbeinig und gebückt stehen, sah, daß Suko ebenso reagierte und bekam auch mit, wie eine nächste Welle heranrollte, das Motorboot packte und es gegen das brennende Schiff drückte, von dem die Gluthitze bereits zu den drei Männern wie ein Atem aus der Hölle überschlug.

Plötzlich befanden sich die beiden Schiffe auf einer Höhe. Das war die Chance!

Bill sprang als erster, da er ein wenig günstiger stand als der Chinese. Er tauchte ein in die Hölle und wurde für den ihm folgenden Inspektor zu einem Schatten im Feuer.

Bill hustet und würgte, während er sich mit der Beretta bewaffnete und auch den Bumerang zog.

Er wußte nicht, wohin er sich orientieren sollte. Die fetten, grauschwarzen Rauchschwaden nahmen ihm einfach die Sicht, aber er hörte das Kreischen der Hexen, das Schreien der Gefangenen, und er sah John Sinclair, als der Wind die Rauchwand für einen Moment aufriß. John kniete am Boden.

Vor ihm stand die Hexe mit einem Knüppel. Ihre Haltung ließ keinen Zweifel zu.

Sie wollte John den Kopf einschlagen.

Bill handelte aus einem Reflex.

Er schleuderte den magischen Bumerang!

Ich hatte so gut wie mit meinem Leben abgeschlossen, als ich das Klatschen vernahm und den Blitz sah. Einen silbernen Blitz!

Und dann spielte sich etwas Schreckliches dicht vor meinen Augen ab, das ich wie im Zeitlupentempo mitbekam. Esmeralda kam nicht mehr dazu, den Schlag auszuführen. Eine ungemein starke Kraft erwischte sie am Hals, hebelte sie für einen Moment zurück und begann zu arbeiten wie ein scharfer Kreisel.

Der Bumerang drehte sich nach dem ersten Kontakt noch zweimal,

und er enthauptete die Hexe.

Der schreckliche Schädel verschwand, nur der Torso blieb noch stehen, aus dessen Halsöffnung gelblicher Qualm hervorstieg.

»Johhnnnn!« Ich hörte meinen Freund Bill schreien, und dieser Ruf gab mir wieder Mut und Kraft.

Ich kam auf die Füße, torkelte vor und fiel genau in die auffangenden Arme meines Freundes und Lebensretters.

Bill umarmte mich. Er hatte längst mitbekommen, daß es mir nicht mehr möglich war, allein auf den Beinen zu stehen, und er schleifte mich auf die Bordwand zu, wo ich auf einen freien Platz an der Ruderbank fiel. Der Wind stand relativ günstig, er trieb den Rauch nicht so dick und fett heran.

Dennoch hatte ich Mühe mit der Atmung. Ich mußte würgen und mich auch übergeben, beugte den Oberkörper vor und bemerkte nicht einmal, daß mir Bill Conolly etwas aus der Hand riß.

Es war mein Kreuz.

Ich hatte es instinktiv aus der Tasche geholt und es nicht einmal bemerkt. Die weitere Auseinandersetzung mußte ohne meine Mithilfe über die Bühne gehen.

Und sie ging es auch.

Denn nicht nur Bill Conolly hatte das Hexenschiff geentert, auch mein Freund und Kollege Suko. Er war nur ein wenig später gekommen und kümmerte sich sofort um die Hexen.

Etwas Schreckliches war geschehen.

Man hatte ihre Anführerin Esmeralda vernichtet. Ein silberner Bumerang, der wie ein Mahnmal auf den Planken lag. Eine Hexe wollte ihn aufheben, zuckte aber rechtzeitig genug zurück, bevor sie ihn berühren konnte.

Sie schrie und drehte sich.

Da sah sie den Mann.

Es war Suko, und er tauchte wie ein finsterer rächender Geist aus

den dunklen Schwaden auf.

Die Hexe ahnte Schlimmes und sah etwas auf sich zukommen, das sich vor ihren Augen dreiteilte.

Die Dämonenpeitsche!

Der Treffer vernichtete sie. Sie brüllte noch, geriet an die Ruderbank, kippte über eine dort sitzende Gefangene nach hinten und verschwand über Bord.

Das Wasser schluckte sie.

Suko erwischte eine zweite Hexe mit einem Silbergeschoß. Sie bekam es in den Bauch, rannte trotzdem auf Suko zu und brüllte furienhaft. Dann lief sie in den Schlag der Peitsche und verging auf dem Deck. Vier waren es. Zwei hatte Suko erledigt. Blieben die anderen beiden Hexen.

Eine davon rannte in panischer Flucht weg. In ihrer Not versuchte sie, sich auf das alte Ruderhaus zu retten. Das Feuer hatte sie bereits erfaßt. Ihre Kutte brannte. Ob es allerdings auch den Körper endgültig zerstören konnte, war fraglich, denn schon einmal hatten die Dienerinnen des Teufels das Feuer überstanden.

Suko hatte vor, die Hexe mit einer Kugel zu stoppen. Das gelang ihm nicht, denn ein Ereignis lenkte ihn ab.

Der Mast brach.

Suko hörte das Knirschen und Knacken. Er drehte sich noch um, sah den Mast fallen und hetzte zur Bordwand hin.

Zum Glück fiel er gerade. Er krachte auf das Deck. Seine Spitze und die letzten Reste des brennenden Segels erreichten noch den Aufbau, und sie begruben die dort stehende Hexe unter sich.

Was mit ihr geschah, sah Suko nicht, denn er schaute Bill Conolly zu, der verzweifelt dabei war, die Flammen zu löschen. Das tat Not. Wenn das Schiff unterging, würden zahlreichen Menschen sterben, die an die Ruderbänke gekettet waren.

Bill versuchte, die über Deck huschenden Flammenzungen

auszutreten. Er selbst war eingehüllt von einem Funkenregen, den der aufprallende Mast hochgewirbelt hatte.

Noch eine Hexe war da.

Sie huschte quer über das Deck, blieb hinter den dicken Schwaden in Deckung. Suko sah sie nicht mehr. Dafür ich.

Plötzlich tauchte diese widerliche Gestalt mit dem schwarzen Gesicht dicht vor mir auf. Ich hörte ihr Schreien, sah die funkeln den Augen und ahnte, was sie vorhatte.

Sie wollte über Bord.

Okay, ich war erschöpft, aber die Beretta konnte ich noch immer ziehen, auch zielen und abdrücken.

Als die Hexe sprang, feuerte ich.

Die geweihte Silberkugel stach in sie hinein, stoppte sie aber nicht, so daß sie dicht neben mir über die Bordwand ging und im Meerwasser verschwand.

Ich drehte mich, um ihr nachzuschauen.

Eine lange Welle hob nicht nur das Motorboot dicht an die Bordwand heran, auch den Körper der Hexe. Er wurde zusätzlich gedreht, so daß er jetzt auf dem Rücken lag und ich in das verzerrte Gesicht starren konnte. Es löste sich endgültig auf, und das Wasser war dabei, die einzelnen Fetzen wegzuschwemmen.

Das war's also.

Dann begannen die Rettungsarbeiten. Das Schiff hatte an zahlreichen Stellen Feuer gefangen. Wir mußten löschen. Kelly hatte auf seinem Motorboot noch zwei Eimer gefunden. Ein Fingerhut voll Wasser gegen die Flammen, aber wir hatten Glück. Der Wind wurde rauer, die Wellen höher, so daß sie bei jedem zweiten Anrollen über die Bordwand gischten und sich auf dem Deck verteilten.

Irgendwann war es vorbei.

Selbst die Schwelbrände hatte das Wasser löschen können. Für uns ging ein Alptraum zu Ende.

Aber auch für die Gefangenen, die angekettet an den Ruderbänken hingen und mehr tot als lebendig waren...

Der Verlierer in diesem Hexenspiel war Asmodis. Er hatte keine Seele bekommen, denn die Menschen überlebten. Auch Jerry Malt. Allerdings ging es den unfreiwilligen Passagieren sehr schlecht. Die meisten hatten eine Rauchvergiftung abbekommen und würden sich in stationäre Behandlung begeben müssen.

Für uns tat sich ein weiteres Problem auf. Das Schiff trieb ohne Segel und steuerlos über das Wasser, und die Strömung zog es immer weiter auf die See hinaus.

Kelly wußte Rat.

Er wollte an Land fahren und dem Seenotrettungsdienst Bescheid geben. Das erledigte er sehr schnell.

Innerhalb der nächsten beiden Stunden erschienen zwei Schiffe, die uns aufnahmen. Die Erleichterung war in unseren Gesichtern zu lesen. Suko, Bill und ich begaben uns zu dem Kommandanten der beiden Rettungsschiffe. Natürlich hatte der Mann Fragen, die wir ihm nicht beantworten konnten. Statt dessen zeigten wir ihm unsere Sonderausweise.

Die beeindruckten ihn nicht besonders. Es gab eine lange Diskussion, die erst aufhörte, als wir an Land gingen. Da hatten wir den Kommandanten überzeugt.

Zahlreiche Menschen wurden auf Tragen von Bord geschafft. Unter anderem auch Jerry Malt.

Ich stand an der kurzen Gangway, als wir uns noch einmal trafen. Jerry hob den Arm. Sein Gesicht zeigte Brandflecke, die bereits mit einer kühlenden Salbe behandelt worden war.

Die Träger blieben für einen Moment stehen.

»Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich weiß ja nicht, ob Sie Whisky trinken.«

»Oh, sehr gern.«

»Das ist okay. Dann schicke ich Ihnen einmal im Jahr eine Kiste frei Haus. Gewissermaßen als kleines Dankeschön für die Lebensrettung.«

Nach diesen Sätzen, die er unbedingt hatte loswerden müssen, wurde der mir sympathische Mann ohnmächtig.

Bill Conolly hatte die Worte gehört und brummelte etwas, das ich nicht verstand.

»Was hast du denn?«

Er schaute mich an. Mit Pflastern und Verbänden sah ich nicht gerade schön aus. Auch fehlten mir einige Haare. »Weißt du, John, ich will ja nichts über dich sagen, aber du hast immer Glück.«

»Dann mußt du auch einen Whiskyvertreter retten.«

»Nein, ich suche mir demnächst einen anderen aus.«

»Und der wäre?«

»Vertreter für Cognac. Dann können wir hin und wieder die Flaschen austauschen...«

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Nr. 310 »Planet der Magier«, und folgende

[2] Siehe John Sinclair Nr. 2 »Die Totenkopf-Insel«